

Christian Levrat, Donald Trump, Monika Fasnacht, Mohammed

DIE WELTWOCHEN

Nummer 50 – 15. Dezember 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



Masseneinwanderung
Simonetta Sommaruga
Geheimplan

Russland
Das Jahr des
Wladimir Putin

Weltuntergang
Heitere Tage auf
den Malediven



Der letzte Titan

Exklusiv: Die *Weltwoche* am 100. Geburtstag
der Hollywood-Legende Kirk Douglas



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäubli, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



WOMEN: NEW PORTRAITS ANNIE LEIBOVITZ

ewz-Unterwerk Selnau, Zürich
28. Januar – 19. Februar 2017

ubs.com/annieleibovitz



Kostenloser Eintritt



RANGE ROVER

EVOQUE CONVERTIBLE «HELLO SNOW».



ABOVE & BEYOND



MIT TIEFSCHNEEPRÄMIE VON CHF 4'900.-* UND EXKLUSIVER WINTERAUSRÜSTUNG.

Diesen Winter fahren Sie auch finanziell gut: Mit dem exklusiven Sondermodell Evoque Convertible «Hello Snow» profitieren Sie von einer einmaligen Tiefschneepremie von CHF 4'900.- und erhalten darüber hinaus das «Hello Snow»-Paket geschenkt, inkl. eines Satzes Winterräder, Marken-Winterjacken für sie und ihn sowie eines Weekenders voller praktischer Winter-Tools.

Jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann Probe fahren.

landrover.ch



*Evoque Convertible TD4 HSE Dynamic, 2-Türer, aut., 4WD, 150 PS, Normverbrauch gesamt: 5.7 l/100 km, 149 g CO₂/km (Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 134 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: D. Empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 68'500.- inkl. Tiefschneepremie CHF 4'900.- und Sonderausstattung Winterpaket, Sitzheizung vorn, Black Pack, Ski-Durchreiche, Windschott, 1 Satz Winterkomplettäder, Bodenteppiche, Dekor und «Hello Snow»-Gadgets (2 Jacken, 2 Mützen, 2 Schlüsselanhänger, 1 Schaufel, 1 Decke, 1 Thermoskanne, 1 Ledertasche). Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Angebot gültig solange Vorrat.

Wie feiert einer der grössten Filmstars der Geschichte seinen 100. Geburtstag? Wie hat er es überhaupt fertiggebracht, in dieser Branche so lange zu überleben? Das waren ein paar Fragen, als wir uns bemühten, einen Platz zu erobern an der exklusiven Geburtstagsfeier von Kirk Douglas in Los Angeles. Der amerikanische Schauspieler gehört zu den prägenden Figuren der Filmgeschichte und zu den Ikonen des Kinos. Er brachte einen ganz speziellen Typus Männlichkeit auf die Leinwand, den verwundbaren Gladiator, den Muskelkämpfer, der eine subtile Unsicherheit hinter einem Wall von Energie ausstrahlte. Es war uns eine grosse Ehre, dass die *Weltwoche* schliesslich als eine der ganz wenigen Zeitungen überhaupt



Ikone des Kinos: Kirk Douglas mit Roger Köppel.

und als einziges Blatt aus der Schweiz an diesem familiären Anlass unter einer handverlesenen Zahl von etwas über hundert Gästen samt Familie teilnehmen durfte. Es wurde eine eindruckliche und berührende Ehrung dieses Stars im biblischen Alter. Wir hatten Gelegenheit, mit dem Geehrten, mit Wegbegleitern und mit Familienmitgliedern zu sprechen. **Seite 18–23**

Gefüllte Pirogen und heisser Punsch, Karussell und Eislaufbahn: Jeden Winter verwandelt das Kaufhaus GUM den Roten Platz in einen Vergnügungspark. Nichts verdeutlicht den Wandel Russlands besser als diese neue Nutzung. Zu Sowjetzeiten war der Platz im Schatten des Lenin-Mausoleums ein Heiligtum, wo man nicht essen, trinken, rauchen oder auch nur die Hände in die Hosentaschen stecken durfte. Bei aller gelenkten Demokratie: Russland ist so frei wie nie. Frei und wieder selbstbewusst, wie Wolfgang Koydl beim Treffen mit Putin-Intimus Sergei Glasjew feststellte. Ob Trump oder nicht, so meinte der Kremlberater, Amerika habe schon verloren. **Seite 52–55**



So frei wie nie: Putin-Intimus Sergei Glasjew (l.).

Jacky Donatz sagt adieu. Nach siebzehn Jahren auf dem Sonnenberg legt das Schwergewicht der Zürcher Gastroszene seinen legendären silbernen Löffel zur Seite. Am Montag empfing er die Mitarbeiter und Weggefährten zum Abschiedsapéro. Von seinem «Chef», «Sonnenberg»-Pächter Freddy Burger, erhielt er als Geschenk eine Transatlantikfahrt von Hamburg nach New York – Rücktransfer inklusive. Sänger Pino Gasparini improvisierte eine Version des Domenico-Modugno-Klassikers «Volare». Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter würdigte Donatz als «grossen Patron und generösen Gastgeber». Am 27. Dezember – am Tag seines 65. Geburtstags – schliesst Donatz die Küchentür des Fifa-Restaurants zum letzten Mal. Schon im Frühling will der Starkoch allerdings wieder an den Herd treten – ein paar hundert Höhenmeter tiefer, im Zürcher Kreis 1. **Seite 72**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra


Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Michèle Etienne, VR
im Gesundheitswesen,
Innopool AG
Kunde seit 2000

*«Forschung ist eine sichere
Investition in die Zukunft, genau
wie die 2. Säule von Swiss Life.»
Sorg für dich.*

Damit Sie sich voll auf Ihr Geschäft konzentrieren können, bietet Swiss Life sichere Lösungen für die berufliche Vorsorge – massgeschneidert für Ihr KMU. Die Innopool AG ist eines von über 40 000 Unternehmen, die wir bereits überzeugen konnten. Überzeugen Sie sich selbst auf swisslife.ch/kmu



SwissLife
So fängt Zukunft an.

«Ihr könnt uns!»

Den wirtschaftlichen und politischen Eliten sind die normalen Bürger egal.

Von Roger Köppel

Als die Debatte über die «Masseneinwanderungsinitiative» in voller Hitze tobte, es war im Januar 2014, fand ein Podium im Zürcher Volkshaus statt. Auf der Seite der Gegner argumentierten der Gewerkschafter Paul Rechsteiner und der freisinnige Spitzenmanager Philip Mosimann, damals Konzernchef Bucher Industries. FDP und SP standen eisern zusammen und brachten die üblichen Argumente: Die Masseneinwanderungsinitiative schade der Wirtschaft, sie vermindere den Wohlstand und gefährde die Interessen der Unternehmen. Auf keinen Fall dürften die «bilateralen Verträge» gefährdet werden, denn diese Verträge hätten die Schweiz reich und erfolgreich gemacht. Insbesondere dank der Personenfreizügigkeit habe man gewaltig profitiert in diesem Land.

Als die Runde offen war für Fragen, stand ein älterer Schweizer auf, männlich, graue Haare, nach wie vor arbeitstätig. Man merkte ihm an, dass er innerlich kochte. Dann packte er das Mikrofon und liess es nicht mehr los. Er könne dieses *Gschmurr* nicht mehr hören. Er arbeite seit Jahrzehnten in der Privatwirtschaft, und es sei einfach eine himmeltraurige Lüge, zu behaupten, die Personenfreizügigkeit sei im Interesse der Arbeiter. Das Gegenteil sei richtig. Seit die Grenzen offen seien, werde alles teurer, die Mieten, die Preise. Auf den Strassen gebe es immer mehr Stau. Von den angeblichen Wohlstandsgewinnen der Personenfreizügigkeit habe er nichts gesehen. Er habe seit Jahren keine Lohnerhöhung mehr bekommen. Sein Chef sage ihm, er solle froh sein, denn draussen stünden die Deutschen Schlange, die für weniger Geld den gleichen Job machen würden. Die Freizügigkeit sei für die Firmen gut. Die Arbeiter, die schon hier seien, seien die Angeschmierten. Er hoffe, dass die Masseneinwanderungsinitiative angenommen werde, damit die da oben endlich auf die Welt kämen.

Ich fragte mich am letzten Montag, was dieser Mann wohl heute denkt. Was geht in ihm vor, wenn er mit ansehen muss, wie die gleichen Linken und Freisinnigen, denen er schon im Volkshaus gegenüberstand, heute einvernehmlich jenen lästigen Volksentscheid begraben, den sie an der Urne vergeblich bekämpft hatten?



«Das Vertrauen schwindet rasant.»

Sagen wir doch, wie es ist: Den sogenannten Eliten in Politik und Wirtschaft sind die Nöte und Sorgen der Leute egal. Sie schauen für sich. Die Politiker wollen die EU nicht verärgern, vielleicht lockt mal ein lukratives Pöstchen. Es kommt gut an bei den internationalen Organisationen, wenn sich Schweizer «weltoffen» geben, kritisch gegen «populistische» Volksentscheide, wie die zeitgemässen Hohlflaskeln lauten. Diese Politiker und Staatsangestellten, die jetzt die Zuwanderungsinitiative versenken, sind bestens ausgestattet mit ihren Sitzungsgeldern, ihren Parlamentarierlöhnen und Bundesratsrenten auf Ewigkeit, ihren unkündbaren Beamtenposten, ihren Erstklassabonnements und ihren

grossartigen Gratisapéros unter den romantischen Bundeshauskuppeln, wo sich die garstige Realität bei einem guten Glas Weisswein im Handumdrehen ausknipsen lässt. Ihre Botschaft an die Mehrheit der Stimmbürger und Kantone lautet: «Ihr könnt uns mal!»

Warum ehrlich, wenn es unehrlich viel leichter geht? Es ist ein Witz, dass die Nicht-mehr-Freisinnigen um Ex-Präsident Philipp Müller und seinen überfleissigen Sekundanten Kurt Fluri jetzt behaupten, sie hätten ein Gesetz geschmiedet, das Schweizer Arbeitslosen hilft. Zynisch tun sie so, als ob. Das neue Gesetz, so es denn in der Schlussabstimmung durchkommt, ist eine Nullnummer. Es wird weder den Arbeitslosen helfen noch die Zuwanderung begrenzen. Nach einer Zusatzschleife können die Unternehmen wie bisher im Ausland billige Arbeitskräfte holen. Die Verhöhnung des Stimmbürgers erreicht mit diesem Etikettenschwindel eine neue Stufe. Man spielt Theater. Die Leute werden für dumm verkauft. Von der Kanzel herab doziert die beleidigte Bundesrätin im Tonfall der Verachtung und Belehrung, die Lippen zur Schiessscharte gespitzt, warum es angeblich nicht mehr möglich sein soll, einen Volksentscheid so umzusetzen, wie er seinerzeit beschlossen wurde.

Tragisch ist, wie sich die Wirtschaft einspannen lässt. Das Joint Venture mit der Linken gibt den falschen Kräften Auftrieb, den Kapitalismusabschaffern und Zerstörern des freien Arbeitsmarkts. Die Verbände reiten einen Tiger, der sie fressen wird. Mit Verlaub: Die SP hat die Überwindung der Marktwirtschaft auf ihre Fahnen geschrieben. Sie will das Privateigentum beseitigen. Dass man überhaupt nur auf die Idee kommen kann, mit dieser Partei eine Allianz zur Rettung des Schweizer Wohlstands zu bilden, ist ein Beweis für die intellektuelle Verwahrlosung des Freisinns und des ihm nahestehenden Dachverbands Economie-suisse. Bei den Leuten da draussen verfestigt sich der Eindruck, dass der Wirtschaft die Schweiz gleichgültig ist, dass man sich über die Demokratie und über den Rechtsstaat hinweghebt, wenn es den eigenen kurzfristigen Interessen dient. Das Vertrauen schwindet rasant.

Es war ein grosser Liberaler, Friedrich August von Hayek, der gesagt hat, dass es sich in Demokratien immer rächt, wenn die Führungsschichten den Leuten das Gefühl geben, sie lebten nach anderen Gesetzen als jenen, die für alle gelten. Eine Elite, die nur noch an sich selber denkt und nicht mehr an die Leute, denen sie dienen soll, ist gefährlich. Gute Eliten werden von freiwilliger Zustimmung getragen. Schlechte Eliten klammern sich mit allen Mitteln an die Macht. Das Land, die Demokratie, die Bürger bleiben auf der Strecke.

Gelenkprobleme
soll man nicht auf
die leichte
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Liebe zum Holz: Katharina Lehmann. Seite 50



Ab ins Paradies: Malediven. Seite 58



«Eine Küchenmannschaft muss funktionieren wie ein Fussballteam.»

Jacky Donatz. Seite 72

Kommentare & Analysen

- 9 Editorial
- 13 Kommentar
Ja nicht ans Alter denken
- 13 Im Auge Manuel Valls
- 14 Parteien Pfister ragt heraus
- 14 Finanzen Das Märchen von der «Sparwut»
- 15 Russland «Warhaftige Zeytungen»
- 15 Nostalgie Fertig Fasnacht
- 16 Personenkontrolle Ramsauer, Sommaruga, Darbellay, Pfister etc.
- 17 Nachruf John Glenn, Astronaut
- 24 Die Deutschen Unser Kampf
- 25 Ausland Trump zwischen Moskau und Peking
- 24 Wirtschaft Vernunft und Augenmass
- 26 Mörgeli
Professorale Weihnachtsgeschenke
- 26 Bodenmann In 25 Minuten von Zürich nach Locarno
- 27 Medien Ab ins Ausland
- 27 Gesellschaft Jo-Jo registert

Inland

- 30 Sommarugas Geheimplan
Retuschen der Justizministerin
- 31 Verdeckte Agenda Angriff auf die Selbstbestimmungs-Initiative
- 34 Cleveres Doppelspiel
Machtmaschine SP
- 38 Tod auf dem Land Grösster Justizskandal im Kanton Thurgau
- 39 Sucht nach Sucht Hunderttausende sollen medikamentenabhängig sein
- 40 Mittelalter auf dem Smartphone
Die Aktion «We love Muhammad»

- 41 Blackbox von Asylanten
Asylbewerber ohne Identitätsausweise
- 43 Wer ist hier der Nazi? Bernard von Brentano vs. Manuel Gasser
- 44 Gezwitscher im Bundeshaus
Grosses Social-Media-Ranking
- 48 Irrtümer der Vorsorge
Die elf fatalen Denkfehler

Ausland

- 36 Costa Nostra Das tödliche Geschäft mit Flüchtlingen in Seenot
- 52 Das Jahr des Wladimir Putin
Vom Paria zum Global Player
- 56 Mut zur reinen Lehre
Labour-Partei unter Jeremy Corbyn
- 57 «Wir können jederzeit zuschlagen»
Erdogan gegen kurdische Terroristen

Interview

- 54 «Das Chaos beenden» Kreml-Berater Sergei Glasjew über Donald Trump

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 Der letzte Schutzwall Die Initiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre»
- 33 Fremde in der Mietwohnung
Bankkundengeheimnis für die Bürger
- 49 Immer dicker Börsenkotierte Firmen müssen beweglich bleiben.
- 50 Hightech aus dem Wald
Mit Holzbau an die Weltspitze

Kultur & Gesellschaft

- 18 100 Jahre Kirk Douglas Zu Gast an der Geburtstagsfeier des Hollywood-Stars

- 21 Triumph der Männlichkeit
Hommage an Hollywoods Mannsbild
- 22 Der Star, der nach innen brannte
Kirk Douglas, der letzte Dinosaurier
- 58 Heitere Tage auf den Malediven
Der Weltuntergang kann warten
- 61 Der Blattmacher Helmut Markwort
- 64 Wider den geistigen Betrug
Philosoph Hermann Lübbe
- 66 Protokoll der Rührung Gion Mathias Cavelti über «Happy Day»
- 67 «Adolphe» Liebesroman von Benjamin Constant
- 72 Immer ein Bürli Jacky Donatz verlässt das Restaurant «Sonnenberg»

Rubriken

- 28 Darf man das?/ Leserbrief
- 29 Einspruch
- 62 Ikone der Woche Befreit mich!
- 65 Jazz Peter Schärli
- 68 Top Ten
- 68 Kino «Welcome to Norway»
- 69 Fernsehkritik «Gotthard»
- 70 Namen Wieder zu Hause
- 71 Hochzeit Betty Despaigne und Eva Maria Wolf
- 71 Thiel Willkommenskultur
- 74 Wein Château Soleil St-Emilion
- 74 Zu Tisch Andreas Caminada
- 75 Auto Suzuki Ignis 1.2 Compact Top
- 76 MvH trifft Bastian Baker, Musiker

Glamorous Christmas Shopping



Sonntags- verkauf

Sonntag,
18. Dezember
von 10 bis 18 Uhr



Vom 1. bis 24. Dezember

Goldener Advent

Gewinnen Sie Glatt-Taler
im Gesamtwert von

100'000.-

Unter allen Teilnehmern
verlosen wir

- 40 Tagesgewinne à 100.-
- 4 Wochengewinne à 1'000.-
- 1 Hauptgewinn à 4'000.-

Sofort mitmachen

www.glatt.ch

Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 52 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabo unter www.weltwoche.ch/abo oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.

Ja nicht ans Alter denken

Von Beat Gygi — Die laufende Reform der ersten und der zweiten Säule ist oberflächlich. Der Ständerat will besonders den Älteren gefallen.



Prinzip Umverteilung: SP-Bundesrat Berset.

Der Ständerat hat sich soeben dafür entschieden, dass er bei der Reform der Altersvorsorge lieber eine langfristig instabile Lösung in Kauf nimmt als eine echte Reparatur der AHV, die vom Volk vielleicht als schmerzlich empfunden und mit wenig Beifall aufgenommen würde. So hat die Kleine Kammer in der Differenzbereinigung zwischen National- und Ständerat an seiner früheren Position festgehalten, die eine Erhöhung der AHV-Renten um 70 Franken pro Monat vorsieht – im Gegensatz zum bisher knausrigeren Nationalrat. Dieser Zustupf soll die künftigen Rentenbezüger dafür entschädigen, dass in der zweiten Säule die Renten etwas reduziert werden, weil der sogenannte Umwandlungssatz – da sind sich die Räte samt Bundesrat einig – von 6,8 auf 6 Prozent verringert werden soll.

Der Umwandlungssatz bestimmt, wie rasch das in der Pensionskasse angesparte Geld nach der Pensionierung als Rente ausgeschüttet wird, er ist ein Indikator für die Abflussgeschwindigkeit. Heute ist das Geld schon nach gut vierzehn Rentenjahren «draussen», während die Lebenserwartung ab Pensionierung zurzeit über zwanzig Jahre beträgt. Ab dem Jahr fünfzehn nach der Pensionierung erhalten also Pensionäre Geld, das andere einbezahlt haben, jüngere Kollegen. Die von National- und Ständerat befürwortete Senkung der

Abflussgeschwindigkeit auf 6 Prozent pro Jahr würde bedeuten, dass erst etwa ab dem 17. oder 18. Rentenjahr andere Beitragszahler herangezogen werden. Gesund werden die Kassen dadurch noch nicht.

Auf später verschoben

Allein dieses eine Beispiel veranschaulicht, wie oberflächlich die laufenden Bemühungen um eine Reform der Altersvorsorge sind; der Begriff Reform ist eigentlich übertrieben. Dass der Ständerat zur Entschädigung für die Korrektur bei der zweiten Säule nun die AHV, also die erste Säule, heranziehen will, macht alles noch unübersichtlicher, weil die beiden Kassen vermischt werden. Und die Vermischung von Kassen geht in noch viel grösserem Stil weiter, weil die AHV künftig noch mehr durch Mehrwertsteuer-Geld finanziert werden soll. Der Ständerat möchte 1 Mehrwertsteuerprozent, der Nationalrat vielleicht 0,6 Prozent, Bundesrat Berset hätte gerne 1,5 Prozent. Alles in allem könnte ein gemeinsamer Nenner all der Vorschläge etwa so umschrieben werden: Auszahlungen an die älteren Generationen sollen möglichst nicht nachlassen, und beim Finanzieren derselben schauen wir dann immer wieder ganz pragmatisch, wo wir das Geld holen können.

Gründliche Reformen werden deshalb hinausgeschoben, tiefergehende Probleme über-tüncht, im Ständerat noch besessener als im Nationalrat. So kann die AHV nur durch ständigen Zufluss aus der Steuerkasse überleben. Zudem ist die bisherige finanzielle Entwicklung dieser Säule trügerisch, sie profitiert davon, dass seit längerem massenhaft Zuwanderer dazustossen, die vorläufig einzahlen; wenn diese später in die Auszahlungsphase kommen, kann alles kippen.

Die zweite Säule ist vielleicht in noch schlechterem Zustand. Die Bilanzen der Pensionskassen sind geschönt, die Verpflichtungen werden kleingeredet, durch die hohen Umwandlungssätze fliessen viel höhere Rentenzahlungen ab, als es geboten wäre. So wird diese Vorsorgesäule, die eigentlich durch angespartes Kapital gedeckt sein sollte, immer mehr zur Umverteilung von Jünger zu Älter.

Bundesrat und Parlament wissen, dass eine Verlängerung der Lebensarbeitszeit vieles wieder ins Lot bringen würde – aber sie reden so laut über Oberflächlichkeiten, dass sie daran nicht denken müssen.

Mehr zum Thema: Seite 48

Musik des Südens



Manuel Valls, Kandidat fürs Elysée.

Als Kind und auch später war Manuel Valls, 54, oft im Tessiner Dörfchen Ludiano im Bleniotal, wo seine Mama Luisangela, eine Lehrerin, herkommt. Er liebe «das Essen im Grotto, die kleinen Kapellen entlang der Wege im Kastanienwald». Das Tessin bleibe ihm «für immer im Gedächtnis wie eine *dolce musica* des Südens». Sein Onkel Aurelio Galfetti ist ein bedeutender Architekt, der das Castelgrande in Bellinzona restaurierte. Aber als Manuel Valls zwanzig wurde, wählte er nicht den Schweizer Pass der Mutter und auch nicht den spanischen seines Geburtslandes und des katalanischen Vaters, sondern den französischen des Gastlandes. Dass er jetzt als Premierminister demissioniert hat, um seine Kandidatur zum Staatspräsidenten am kommenden 7. Mai vorzubereiten, lässt ihn, nach dem selbsterstörerischen Scheitern des Sozialisten François Hollande, als hoffnungslosen Desperado erscheinen gegen den Konservativen François Fillon und Marine Le Pen vom Front national.

Die Schweizerischen Wurzeln in der Welt der Politik sind, wie immer Valls' Opfergang ausgeht, erstaunlich für unser kleines Land. In Oberkulm, Aargau, brach im 18. Jahrhundert ein Mann namens Huber nach Amerika auf, den die Einwanderungsbehörde als «Hoover» registrierte. Sein Nachfahre Herbert Hoover war der US-Präsident, der den grossen Börsencrash und die Weltwirtschaftskrise auszubaden hatte. In Chile eroberte Eduardo Frei, in Argentinien das Ehepaar Néstor und Cristina Kirchner demokratisch die Präsidentschaft. Der Offizier und Umstürzler Jacobo Arbenz, ursprünglich aus Andelfingen, errang in seiner bewegten Vita die Macht in Guatemala, wurde gestürzt und starb im Exil in Mexiko einen ungeklärten Tod in der Badewanne. Die Altvorderen des Ferrari-Formel-1-Piloten Carlos Reutemann, 74, benutzten im zürcherischen Guntalingen noch Pferd und Pflug; Reutemann wurde später Gouverneur in Santa Fe und sitzt immer noch im argentinischen Senat. Auch Valls' Karriere wird weiterlaufen, vielleicht nach einigen Spaziergängen im Bleniotal. Peter Hartmann

Pfister ragt heraus

Von René Zeller — Alle kritisieren CVP-Präsident Gerhard Pfister. Zu Unrecht.

Mit einer martialischen Hellebarde bewehrt, stand Gerhard Pfister im April vor den CVP-Delegierten. Der in Winterthur zum neuen Parteipräsidenten gewählte Zuger Nationalrat ahnte damals vielleicht, dass er sich wappnen musste. Und tatsächlich: Inzwischen befindet sich Pfister in einem Rundum-Abwehrkampf. Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative hat sich die CVP erfreut, einen eigenständigen Kurs zu fahren. Dafür wird Pfister von der FDP mit Kritik überschüttet, von Journalisten als Irrläufer abgekanzelt, von Wirtschaftsverbänden ins Abseits manövriert.

Die Halsstarrigkeit der CVP irritiert. Ausgerechnet die Partei, die sich als Gralshüterin der Mitte versteht und deren Fraktionschef Filippo Lombardi auch schon sagte, er sei im Zentrum der Mitte positioniert, relativiert ihre Kompromissbereitschaft. Das neue Rollenverständnis ist Pfisters Werk. Vorbei die Zeiten, als sein Vorgänger Christophe Darbellay im parlamentarischen Poker um Mehrheiten die CVP zur beliebig-unfassbaren Kraft degradierte. Pfister hat seiner Partei Ecken und Kanton verordnet.

Unerschrockener CVP-Hellebardist

Das ist dem neuen CVP-Präsidenten in erstaunlich kurzer Zeit gelungen. Unerschrocken hat Pfister eine Debatte über abendländische Werte angeschoben. In den Medien ist er omnipräsent, er duckt sich nicht vor kritischen Journalisten. Seine argumentative Klarheit beeindruckt, und zwar nicht nur nach aussen. Auch innerhalb der CVP ist der Mann, der als Rechtsausleger so gar nicht prädestiniert war für die Rolle des Steuermanns, offenkundig angekommen.

Kurzum: Wenn es gilt, den Schweizer Politiker des Jahres zu küren, so fällt unsere Wahl auf Gerhard Pfister. Seine herausragende Performance überstrahlt letztlich auch das Problem, dass seiner CVP das Verlierer-Image an den Fersen klebt. Allzu lange hat die Partei ihr Profil verwässert, weil sie so agierte, wie es Fraktionschef Lombardi weiland formulierte: «Ich finde es spannender, nicht immer schon zum vornherein positioniert sein zu müssen.»

Steuermann Pfister gibt Gegensteuer. Ob es ihm gelingen wird, seine Partei von der schiefen Ebene wegzubringen, ist ungewiss. Klar ist immerhin, dass der unerschrockene CVP-Hellebardist vieles richtig macht. Seinen Nörglern und Neidern zum Trotz.

Das Märchen von der «Sparwut»

Von Peter Keller — Die Ausgaben des Bundes wachsen unvermindert. Der Ständerat verweigert ein Schuldenbremse-konformes Budget.

Der Ständerat politisiert links des Nationalrats. Das zeigte sich auch in dieser Session wieder. Bei der Reform der Altersvorsorge lehnte er eine flexible Anpassung des Rentenalters ab, zusätzlich will er die AHV generell um 70 Franken erhöhen. Dafür soll die Mehrwertsteuer angehoben werden – der Nationalrat wollte die Kosten der Reform über die allgemeine Bundeskasse finanzieren.

Auch beim Budget des Bundes spielte die Mitte-links-Allianz im Ständerat. Nicht ein einziger Sparantrag kam aus der Kleinen Kammer. Die Kürzungen des Nationalrats lehnten die Ständeräte rundweg ab. Im Gegenteil: Sie schaufelten noch einmal 100 Millionen Franken drauf für die Bildung. Um trotzdem ein schuldenbremsenkonformes Budget herbeitricksen zu können, versuchte der Ständerat, 400 Asyl-Millionen aus der ordentlichen Rechnung auszulagern, indem er sie als «ausserordentliche», «nicht steuerbare» Ausgaben klassifizierte.

Subventionierte Krippenplätze

Wenn im Parlament von «Sparwut» gesprochen wird, ist Vorsicht geboten. In Wahrheit handelt es sich bloss um etwas weniger Mehrausgaben. Von Sparen, von einem Rückgang der Ausgaben, kann keine Rede sein. Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: Der Bund

gibt heute 18,112 Milliarden Franken mehr aus als im Jahr 2000. Das ist ein Zuwachs von fast 40 Prozent. Die Rechnung 2015 wies ordentliche Ausgaben von 65,243 Milliarden Franken aus. Für nächstes Jahr hat der Bundesrat 69 Milliarden eingeplant. Bis 2020 sollen es 75 Milliarden Franken werden. «Sparwut» sieht anders aus.

Der Nationalrat hat immerhin etwas Gegensteuer gegeben. Beispielsweise bei den externen Beratungen oder beim Personal. Dort werden die Kosten um 50 Millionen Franken gegenüber dem Antrag des Bundesrates gekürzt. Das tönt nach viel, nach einem «Kahlschlag», wie Transfair, die Gewerkschaft der öffentlichen Angestellten, eindringlich warnte. Ein kurzer Vergleich schafft Klarheit: Die Personalausgaben sind allein seit 2010 um 573 Millionen auf 5,467 Milliarden Franken gestiegen. Da sind 50 Millionen Franken Einsparungen ein Klacks, zumal im gleichen Zeitraum die Schweizer Unternehmen im Zusammenhang mit der Aufhebung der Frankenuntergrenze ganz andere Schwierigkeiten zu bewältigen hatten.

Gleichwohl warf sich SP-Nationalrätin Barbara Gysi, seit kurzem Präsidentin des Personalverbands des Bundes und damit direkte Lobbyistin der Verwaltung, in die Bresche und sprach von einer «massiven Breitseite» und von «radikalen Verschlechterungen». Von «überbordenden Personalausgaben» könne keine Rede sein, so die Zürcher Sozialdemokratin.

Ihr Ratskollege Thomas Aeschi (SVP) konnte über Gysis Wehklage nur den Kopf schütteln und erinnerte an die exorbitante Entlohnung beim Bund in der Höhe von durchschnittlich 121 000 Franken. «Ich weiss nicht, in welcher Welt die SP lebt. Aber wie viele Personen haben einen Durchschnittslohn von 121 000 Franken?» Er gab die Antwort gleich selber: Nicht einmal die Finanzbranche erreicht diese Höhe. Dazu kommen Privilegien, von denen Angestellte in der Privatwirtschaft nur träumen können: Der Bund subventioniert Krippenplätze bis zu einem Einkommen von 240 000 Franken, wie die *Luzerner Zeitung* berichtete.

Der einzige Lichtblick: Wenn Ständerat und Nationalrat sich nicht einig werden, dann wird bei den Budgetposten der tiefere Betrag genommen – zum Glück gibt es neben der Schuldenbremse bei Finanzgeschäften auch eine Ständeratsbremse.



In einer eigenen Welt: SP-Nationalrätin Gysi.

«Warhafftige Zeytungen»

Von Wolfgang Koydl — Wer behauptet, dass sich Wähler von «Fake News» aus russischen Lügenfabriken beeinflussen lassen, sollte sich selbst hinterfragen.



Ferngesteuert vom «Iwan»?

Was für ein Glück, dass es die *Bild*-Zeitung gibt. Soeben scheint sie das Schlimmste verhindert zu haben: dass bei den Bundestagswahlen nächstes Jahr Wladimir Putin Bundeskanzler wird. Nicht gewollt, versteht sich, sondern unbeabsichtigt. «Was Sie wissen müssen, damit Sie nicht aus Versehen Putin wählen», titelte das Blatt, wie stets dem Service am Leser verpflichtet.

Nicht nur in Deutschland wird derzeit die Panik geschürt, dass es «dem Iwan» nicht mehr genüge, seine eigenen Wahlen zu fälschen. Riesige «Trollfabriken» – die man sich wohl wie Legebatterien für Computernerds vorstellen muss – würden nun auch Stimmabgaben in westlichen Ländern im Kreml-Sinne manipulieren.

In den USA hat sich ausgerechnet die in Desund Fehlinformationen erfahrene CIA an die Spitze jener liberalen Meinungselite gestellt, die sich den Wahlsieg Donald Trumps noch immer nur mit einer massiven Einflussnahme Russlands erklären kann. Barack Obama, der sich ja allmählich Angebote von Zügelunternehmen ansehen muss, hat eine Untersuchung angeordnet.

Nun sind Beweise im Cyberspace oft schwer beizubringen. So auch in besagtem Fall: Die US-Geheimdienstler geben selber zu, dass sie auf Mutmassungen angewiesen sind.

Nicht einfacher wird die Sache dadurch, dass überhaupt nicht klar wird, was man den russischen Hackern überhaupt vorwirft: Haben sie das Wahlergebnis verfälscht, indem sie sich Zugang zu den in den USA weitverbreiteten Wahlmaschinen verschafft haben? Oder haben sie versucht, sich in die Herzen und Hirne der Wähler zu schleichen und so deren Meinung zu beeinflussen?

These eins, die während des amerikanischen Wahlkampfes kurze Zeit Konjunktur hatte, ist mittlerweile widerlegt. Es wäre ja auch zu beschämend, wenn sich die Hardware der amerikanischen Demokratie so leicht knacken liesse wie eine Konservendose.

Nichts Neues

Bleibt der Vorwurf, dass Moskau die öffentliche Meinung mit sogenannten Fake News beeinflussen wollte. Hinter diesem Modewort, mit dem Medienkonsumenten erschreckt werden sollen, verbirgt sich nichts anderes als die herkömmliche Falschmeldung. Diese gibt es, seit im 16. Jahrhundert die ersten «Warhafftigen Zeytungen» gedruckt und im Volk verbreitet wurden.

Neu ist, dass sich über soziale Medien auch Falsches schneller und oft überzeugender verbreitet, als dies mit *Fliegenden Blättern* damals der Fall war. Den grössten Einfluss auf Stimmabgaben vom Brexit über die US-Wahl bis zum jüngsten italienischen Referendum hatte dabei übrigens – wie Untersuchungen belegen – nicht der Kreml, sondern Facebook.

Hat ein Staat wie Russland bestimmte Präferenzen über die Zusammensetzung einer Regierung in einem anderen Staat? Sicher, genauso wie andere Staaten auch. Erst kürzlich legte Obama den Deutschen ans Herz, Angela Merkel ihre Stimme zu geben.

Hat ein Staat wie Russland die Möglichkeit, im Ausland Propaganda zu verbreiten? Natürlich, so wie schon immer. Im Kalten Krieg lief das über Rundfunksender. Die USA waren damals mit Radio Liberty und Radio Free Europe gut vertreten in diesem Geschäft.

Die entscheidende Frage ist, ob sich Wähler von dieser Propaganda beeinflussen lassen. Hier lautet die Antwort: eher nicht. Falsche Versprechungen, Angstmache – das kennen sie von ihren eigenen Politikern. Wer behauptet, dass Wähler auf ausländische Lügen hereinfallen, der unterstellt ihnen, dass sie dumm sind. Dieser Vorwurf ist bereits im US-Wahlkampf nach hinten losgegangen.

Fertig Fasnacht

Von Rico Bandle — Zwei Figuren aus dem Fernseh-Ballenberg treten ab. Eigentlich schade.

Es gibt Leute, von denen man das Gefühl hat, sie seien schon immer da gewesen. Monika Fasnacht ist eine solche Figur, achtzehn Jahre lang hat sie den «Samschtig-Jass» moderiert – eine Sendung, bei der ein paar Leute beim Kartenspiel gefilmt werden. So etwas gibt es sonst nirgends auf der Welt.

Nur eine Sendung im deutschsprachigen Fernsehen wirkt noch altertümlicher: «Vis-à-vis» mit Frank A. Meyer. 36 Jahre lang, genau doppelt so lange wie Monika Fasnacht, war der Journalist mit den bunten Hosen und dem starken Schweizer Akzent am Bildschirm präsent. Während einer Stunde redete er jeweils mit einem klugen Gast, wobei seine Fragen meist deutlich länger waren als die Antworten. Erst im Fernsehen DRS, dann fast gänzlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit im Kultursender 3sat. Ohne die Frank-A.-Meyer-Parodie durch Fernsehsatiriker Mike Müller hätte wohl niemand bemerkt, dass es «Vis-à-vis» überhaupt noch gab. Sties man zufällig beim Durchzapfen auf die Sendung, glaubte man, da werde eine dreissig Jahre alte Folge wiederholt: das Logo, die Studioeinrichtung, Meyers Poschettli, das Sprechtempo – nichts hatte sich verändert.



Unter Heimatschutz: Meyer, Fasnacht.

Jetzt treten also beide ab, Volkspädagoge Meyer und Volksunterhalterin Fasnacht. Bei Fasnacht weiss man, dass der Abgang unfreiwillig erfolgte, bei Meyer wurde das nicht kommuniziert. Dass er eine solche Plattform freiwillig abgibt, ist allerdings schwer vorstellbar. In der letzten Sendung schwelgte er in Nostalgie, die Debattenkultur sei früher so viel besser gewesen. Etwas Schwermut kommt auch beim Zuschauer auf: Die beiden Moderatoren waren wie zwei Dampflokomotiven auf der TGV-Strecke – jeder ist froh, wenn sie ausgeschieden haben, aber irgendwie findet man halt doch, sie gehörten unter Heimatschutz gestellt.

Personenkontrolle

Ramsauer, Sommaruga, Darbellay, Pfister, Berset, Ingold, Humbel, Küng, Esseiva, Mussolini

Der Generalsekretär des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes, **Matthias Ramsauer**, Stabschef von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) und *Weltwoche*-Leser, wollte es diesmal ganz besonders gut machen. Bevor er Sommarugas jüngste Vorschläge für einen Gegentwurf zur Rasa-Initiative bei den Amtskollegen in den anderen Departementen in eine kurze Konsultation schickte, liess er diese in einer kurzen E-Mail wissen, das letzte Aussprachepapier zu diesem Thema sei bereits bei der *Weltwoche* gelandet, bevor sein Amt dieses überhaupt aufgeschaltet habe. Darum bitte er wirklich alle, den Verteiler möglichst klein zu halten und die Stellungnahmen departementsintern abzustützen. War das nun eine besonders raffinierte, verklausulierte Aufforderung zu einer Indiskretion? Jedenfalls landete das präziöse und vertrauliche Schriftstück diesmal fast noch schneller als das letzte Mal gleich bei mehreren Zeitungsredaktionen. (hmo)

Christophe Darbellay, früherer CVP-Parteichef und jetzt Kandidat für die Walliser Regierung, hat seine Kampagne für die Staatsratswahlen 2017 vor einigen Tagen mit einer Pressekonferenz lanciert. Gleich zu Beginn machte Darbellay klar, dass er keine Fragen zu seinem Privatleben beantworten werde. Worauf die Lokalzeitung *Walliser Bote* messerscharf den Schluss zog: «Seine aussereheliche Affäre und das dabei gezeugte Kind sind der wunde Punkt des Vordenkers der schweizerischen CVP.» Darbellay, der Vordenker der CVP Schweiz? In der Sparte aussereheliche Beziehungen und Vaterschaften kann man den Walliser Politiker zwar durchaus als Pionier der Familienpartei CVP betrachten. Aber das restliche Vordenken hat seit April 2016 der Zuger Nationalrat **Gerhard Pfister** übernommen. (hmo)

Für Gesundheitsminister **Alain Berset** (SP) war es eine herbe Niederlage, als am Donnerstag der Nationalrat sein interventionistisches Tabakproduktegesetz zurückwies. Nachdem bereits der Ständerat gleich entschieden hatte, müssen die Tabakfeinde im Gesundheitsdepartement nun von vorne beginnen. Die klare Ablehnung im Nationalrat (101 zu 75 Stimmen) ergab sich unter anderem daraus, dass die CVP mit 14 zu 11 Stimmen das Gesetzesprojekt ablehnte – eine kleine Peinlichkeit für die beiden CVP-Parlamentarierinnen, die sich als einzige Vertreter ihrer Partei in der Debatte geäussert hatten: **Maja Ingold** als Kommissions-



Pionier der Familienpartei: Christophe Darbellay.



Aufforderung zur Indiskretion? Matthias Ramsauer.



Um Aufnahme nachgesucht: Alessandra Mussolini.

sprecherin und **Ruth Humbel** hielten Berset im Rat die Stange. (fsc)

Die Spatzen twittern es von den Dächern: Wer für ein politisches Amt kandidiert, kommt um elektronische Werbekanäle nicht mehr herum. In Solothurn aber schwimmt **Manfred Küng** gegen den digitalen Strom. Der SVP-Kantonsrat und Gemeindepräsident von Kriegstetten, der im März 2017 einen Regierungssitz für seine Partei erringen wird, setzt auf Papier. Für seine Kantonalpartei, die in diesem Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feiert, hat der 59-jährige Küng eine monumentale Festschrift herausgegeben. Mindestens für seine Parteifreunde ist der mehrhundertseitige Wälzer Grund genug, dem bibliophilen Regierungsratskandidaten die Stimme zu geben. Allen Nicht-SVP-Solothurnern legt der Hobbywinzer Küng übrigens neben sich selbst den Genuss von Solothurner Rebensaft nahe. (rz)

Die Expertokratie treibt zuweilen seltsame Blüten. Kaum ist eine neue Studie auf dem Markt, rücken Boulevardjournalisten der Prominenz auf den Pelz. Unlängst wartete die Zeitung



Bibliophil: Manfred Küng.



Von Frau zu Frau: Claudine Esseiva.

20 Minuten mit der sensationellen Nachricht zum Thema Dating auf, junge Frauen wollten, dass der Mann den ersten Schritt macht. Was das zu bedeuten hat, wollte die Gratispostille von **Claudine Esseiva** wissen. Die Generalsekretärin der FDP-Frauen und Berner Alt-Ständeratskandidatin bekannte, ihr feministisches Herz blute angesichts dieser «Rückkehr zu traditionellen Werten». Und von Frau zu Frau fügte Esseiva hinzu: «Ich glaube, die jungen Frauen sind etwas realitätsfremd und unreflektiert.» Muss das Dating angesichts der katastrophalen Zustände staatlich reguliert werden? So weit ging die freisinnige Vorzeigefeministin dann doch nicht. (rz)

Auch Parteien schmücken sich gerne mit grossen Namen, in der Hoffnung, dass etwas von deren Glanz auf blässere Mitglieder abfärbt. Ob sich die Fraktion der bürgerlichen Europäischen Volkspartei (EVP) im Europäischen Parlament über ihren Neuzugang freuen wird, ist freilich fraglich. Dem Vernehmen nach hat **Alessandra Mussolini** – Duce-Enkelin und Abgeordnete von Silvio Berlusconi's Forza Italia – um eine Aufnahme nachgesucht. (ky)

Nachruf



Letzte Reise: Astronaut Glenn.

John Glenn (1921–2016) — Was macht den Menschen zum Menschen? Dass er danach strebt, seine Grenzen immer weiter hinaus zu schieben. Auf Schiffen übers wilde Meer.

In Schlitten den Polen entgegen. Doch wer in den Himmel steigt, übertrumpft jeden Helden auf dem Erdenrund. John Glenn, geboren in Ohio, Marinepilot in zwei Kriegen, sitzt 1962 festgeschnallt in einer Rakete und wartet darauf, ins All geschossen zu werden. Die Bodencrew schliesst die Luke, sie steigt die Leiter hinunter und verbarrikadiert sich drei Meilen weit entfernt in einem explosions sicheren Unterstand. Dann beginnt der Countdown. Zehn Mal wird das Prozedere auf Cape Canaveral, Florida, wegen Pannen und schlechten Wetters abgebrochen. Am 20. Februar 1962 ist es endlich so weit. Glenn reitet auf einem Feuerball davon. «Godspeed, John Glenn», ruft die Bodencrew ihm nach.

Es herrscht Kalter Krieg, das Duell zwischen den atomaren Supermächten hat sich in den Weltraum ausgeweitet. Die Amerikaner liegen im Hintertreffen. 1957 schockten die Sowjets die USA mit dem Satelliten «Sputnik». 1961 umkreiste Juri Gagarin als erster Mensch die Erde. Doch nun ist Glenn in der «Mercury 7» unterwegs, und die ganze (westliche) Welt nimmt teil an seinem orbitalen Entzücken: «Ich weiss nicht, was man sagen kann, wenn man an einem Tag vier wunderschöne Sonnen-

untergänge erlebt.» In 4 Stunden 55 Minuten umkreist er dreimal die Erde. Als es auf die Heimreise geht, wird es in der Bodenkontrolle plötzlich still. Sie glaubt, einen Defekt am Hitzeschild entdeckt zu haben. Glenn droht beim Eintritt in die Erdatmosphäre zu verglühen. Beklemmende Minuten der Stille. Dann ertönt Glenns Stimme: «Junge, ich war ein richtiger Feuerball!»

Ältester Mann im All

Amerika hatte seinen Helden, die freie Welt ein Tor in den Weltraum. Glenn wurde Senator, 1984 wollte er sogar US-Präsident werden. Doch irdische Ziele schien er weniger elegant zu erreichen als jene im Himmel. So tat er, was er am besten konnte: Er stieg 1998 in die Weltraumfähre «Discovery» und wurde mit 77 Jahren zum ältesten Mann im All. «Wir haben kaum an der Oberfläche gekratzt», bilanzierte er nüchtern. «Unsere Bemühungen haben uns nicht wirklich weit in den Weltraum gebracht.» Mit 95 Jahren hat der moderne Kolumbus vergangene Woche seine letzte Reise angetreten. *Ad astra*, John Glenn!

Urs Gehriger

Anlage für unsichere Zeiten: ZKB Gold ETF

Anlage der Stunde: +15,46%*

Mehr Informationen auf zkb.ch/etf

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management.

* ZKB Gold ETF AA CHF: +15,46% seit 1.1.2016. Stand 17.11.2016. Die vergangene Performance ist keine Garantie für die künftige Entwicklung.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter www.zkb.ch, www.swisscanto.ch sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel. Die auf dieser Website angebotenen Produkte, Dienstleistungen, Informationen und/oder Unterlagen sind Personen mit Wohnsitz in bestimmten Ländern möglicherweise nicht zugänglich. Bitte beachten Sie die geltenden Verkaufsbeschränkungen für die entsprechenden Produkte oder Dienstleistungen.

Einsam sind die Tapferen

Von Roger Köppel — Der grosse Schauspieler Kirk Douglas feierte vor handverlesenen Gästen in Los Angeles seinen biblischen 100. Geburtstag. Die *Weltwoche* war exklusiv dabei. Es war ein berührender, eindrücklicher Nachmittag mit einer starken Botschaft, die uns alle betrifft.

Es war die Jahrhundertparty des Jahres, allerdings erstaunlich bescheiden und bodenständig angerichtet. Im Beisein von Familie und rund hundert handverlesenen Gästen feierte der amerikanische Schauspieler Kirk Douglas am letzten Freitag seinen sage und schreibe 100. Geburtstag im «Sunset Ballroom» des legendären «Beverly Hills Hotel» am Sunset Boulevard von Los Angeles.

Es war kein bombastisches Galadiner und kein steriles Defilee der Hollywoodprominenz, sondern eine fast intime, sympathische Teeparty bei Kuchen und Sandwiches am Nachmittag für diesen letzten lebenden Giganten aus der Glanzzeit Hollywoods.

Spielberg, Katzenberg

Wie man aus Kreisen der Familie vernahm, waren keine anderen Schauspieler eingeladen, mit Ausnahme des neunzigjährigen Entertainers Don Rickles, eines begnadeten Komikers, der die Kunst der Prominentenbeleidigung, ohne dass die Milch sauer wird, zu seinem Markenzeichen gemacht hat und auch hier einige Kostproben lieferte. Kirk Douglas wollte keine Kollegen durch Nichtberücksichtigung verärgern.

Durch den Anlass führte Kirks Sohn Michael Douglas, längst ein Leinwand-Superstar auch er. Als Redner traten neben Douglas' Arzt und Rabbi die Kinder und Enkel sowie unter anderen der Regisseur Steven Spielberg und der frühere Disney-Chef Jeffrey Katzenberg auf.

Der Raum war prächtig, aber nicht übertrieben dekoriert: An den Wänden hingen die Bilder aus Douglas' Leben und Laufbahn. Die grossen Filme waren zu sehen wie «Champion», «Paths of Glory» oder «Spartacus», aber auch Schnappschüsse der Familie und Aufnahmen aus Kirks Kindheit als Sohn russisch-jüdischer Einwanderer in New York.

Die *Weltwoche* hatte die Ehre, als einzige Schweizer Zeitung bei dieser Würdigung des ausserordentlichen Künstlers, Unternehmers und Wohltäters dabeizusein. Wir überreichten Schweizer Schokolade in einer antiken Metallbox aus dem 19. Jahrhundert.

In Rücksichtnahme auf die Gefühle des Geehrten – Schauspieler sind sehr eitel, was ihr Alter angeht – sollte sichergestellt werden,

dass in diesem Saal etwas noch älter ist als Kirk Douglas. Was dem Beschenkten ein herzhaftes Lachen entlockte.

Michael Douglas voller Verehrung

Den Reigen der Redner eröffnete der fit wirkende Sohn Michael, der von seiner umwerfenden und übrigens sehr humorvollen Frau Catherine Zeta-Jones begleitet wurde. Nur kurz streifte er die grossen filmischen Verdienste seines Vaters, dessen «Inspirationskraft», «Disziplin» und «Energie».

Was ihn am meisten beeindruckte, sagte Douglas, sei der «dritte Akt» im «unglaublichen Leben» seines Vaters. Der überlebte in den neunziger Jahren einen Helikopterabsturz, verlor fast die Sprache nach einem schweren Hirnschlag und musste den Drogentod eines seiner vier Kinder verkraften. Als er nicht mehr sprechen konnte, wollte er sich umbringen, stiess aber mit dem Pistolenlauf so schmerzhaft an die eigenen Zähne, dass er nicht mehr schiessen konnte. Zum Glück, wie er nachher bekannte.

Trotz vielen dunklen Stunden habe er sich von diesen Schicksalsschlägen am Ende nicht unterkriegen lassen, sondern zwei Bücher darüber geschrieben, sagte Michael Douglas voller Verehrung. Mit liebevoller Ironie dankte er, Kirks Sohn aus erster Ehe, seiner «bösen Stiefmutter» Anne, ohne die der Vater das alles nicht geschafft hätte.

Anne Douglas, gebürtige Deutsche, mittlerweile 97 Jahre alt, seit über sechzig Jahren mit Kirk verheiratet, sass schmunzelnd und wachsam wie eine Sphinx neben ihrem Gatten.

Kirk erhebt sich

Nach einem Geburtstagsständchen folgte der Moment, auf den alle gewartet hatten: Kirk Douglas erhob sich, fast ohne Hilfe, resolut, und behändigte das Mikrofon. Das einst blonde Haar ist inzwischen schlohweiss, die Grube im markant vorspringenden Kinn überstand alle Faltenwürfe des Alters, die Haut wie Seidenpapier, gesprenkelt vom Leben.

Seit seinem schweren Schlaganfall hat er Mühe mit der Artikulation. Auf den Beinen wirkte er nur zu Beginn etwas wacklig, dann aber stand er unverrückbar und charismatisch

vor seinem Publikum, dieses mit Adlerblick musternd, durchdringend.

Einst schien dieser Schauspieler vor lauter Kraft und Ambition regelrecht zu brennen, eine Sportskanone, preisgekrönter Ringer, Tennis-Ass, Arbeitstier, ein muskulöses Energiepaket, dessen elfenbeinartiges, schneidendes Atomlächeln Kampfgeist und Siegeswillen ausdrückte, bewundernswert, aber mit seinem ungezähmten Ehrgeiz für alle ihm Nahestehenden wohl auch eine Zumutung. Douglas drehte rund neunzig Filme, manchmal deren vier pro Jahr.

Nun wandte sich der Greis mit der ganzen Abgeklärtheit und Milde des hohen Alters an seine Gäste; Humor und Selbstironie nach wie vor sackmesserscharf. Er danke seinem Sohn Michael für die freundlichen Worte, allerdings habe er keine Ahnung, von wem er gesprochen habe. So einen perfekten, makellosen Menschen habe er, Kirk, zeitlebens bedauerlicherweise nie kennengelernt.

Dass ausgerechnet sein berühmtester Sohn diese Teeparty organisieren durfte, fuhr er fort, habe übrigens einen einfachen Grund: «Er hat am meisten Geld in der Familie.»

Unter dem Gelächter der Anwesenden grüsste Kirk seine Verwandten, seine Enkel und verstorbenen sechs Schwestern sowie die Eltern. Dann küsste er seine Frau, nahm Platz und liess die Einzelgratulationen über sich ergehen.

«Lonely Are the Brave», einsam sind die Tapferen, Titel seines Lieblingsfilms, lautete der Name von Douglas' Ehrentafel. Wir sassen gleich daneben, am «Lust for Life»-Tisch, der an Douglas' berühmte Verkörperung des geplagten Malers Vincent van Gogh erinnerte.

Rebell, Kämpfer, Geschäftsmann

An dieser Stelle muss man kurz einblenden, was die Faszination dieses Hollywoodtitans ausmacht. Natürlich war er ein begnadeter Schauspieler, gross geworden, als die Leinwand noch von Stars wie Clark Gable, John Wayne, Gregory Peck, Glenn Ford, Charlton Heston oder Burt Lancaster bevölkert wurde.

Kirk allerdings war bereits vielschichtiger. Bei seinen Helden oder Schurken gab es Zwischentöne, Schattierungen. Auf der Leinwand arbeitete er mit der Spannung zwischen seinem gladiatorenmässigen Muskelkörper und einer immer durchschimmernden Verletzlichkeit, die seinen Figuren Tiefe und eine gewisse Tragik gab.



Köppel, Kirk Douglas.

«Damit in diesem Saal etwas noch älter ist als Kirk.»



Jubilär Kirk Douglas (l.), Sohn Michael (r.), Arthur Cohn, sechsfacher Oscar-Gewinner und einer der engsten Freunde der Familie (hinten), im «Beverly Hills Hotel».

Aber er war auch Unternehmer mit eigener Produktionsfirma, die er nach der geliebten Mutter benannte. Mit dem Vater verband ihn leidenschaftliche Distanz. Douglas strebte nach Unabhängigkeit, ein Kämpfer und Rebell.

Für sein Epos «Spartacus», in dem er den Titelhelden spielte, bot er den von den Republikanern als Kommunisten verfolgten Drehbuchautor Dalton Trumbo auf. Es war ein mutiges Statement des bekennenden Demokraten Douglas, der als vermutlich ältester Blogger der Welt regelmässig Einträge schreibt und auch die Wahl Donald Trumps kürzlich als schlimme Fehlentscheidung geisselte.

Tatsächlich waren die Wahlen am Rande der Feier ein grosses Thema. Die Douglas-Familie steht generell eher links und war prononciert gegen den politisierenden Baulöwen. Auf gutgemeinte Beschwichtigungen, die USA seien eine gefestigte Demokratie und könnten von einem Einzelnen doch nicht ausgehebelt werden, wollte man sich nicht einlassen.

Kirk Douglas, der von ganz unten kam, war ein brillanter Geschäftsmann. Sein Gesamtvermögen wird auf über hundert Millionen Dollar geschätzt, wobei er das meiste verschenkte und für wohltätige Zwecke spendete. Er gedanke, sagte er in einem Interview, den Planeten so zu verlassen, wie er ihn betreten habe: ohne Geld.

«Der einzige wirkliche Filmstar»

Ein Höhepunkt war die kurze Tischrede von Steven Spielberg. Der Erfolgsregisseur («Schindler's List», «Der weisse Hai», «E.T.»), in Folge eines gebrochenen Fusses an Krücken, war wegen Dreharbeiten etwas später eingetroffen. Er würdigte den Jubilar in den höchsten Tönen. Er, Spielberg, habe mit allen Grossen der Branche gearbeitet, aber Kirk Douglas sei der einzige wirkliche Filmstar gewesen, den er je getroffen habe.

«Du hast, was sonst niemand hat», jubelte Spielberg. Es sei unmöglich wegzuschauen, den Blick von diesem Schauspieler

zu nehmen. Der dreifache Oscar-Gewinner charakterisierte die Ausstrahlung von Douglas als «optimistische Wildheit», als eine Art «positiver Grausamkeit», die ihn einzigartig gemacht habe.

Im persönlichen Gespräch mit der *Weltwoche* vertiefte Spielberg das Thema: «Kirk spielte Helden, die Selbstzweifel hatten. Und er spielte Schurken, für die er Mitgefühl zeigte. Das Gute war nie einfach nur gut bei ihm, das Böse nicht einfach nur böse.»

Diese menschliche Ehrlichkeit, dieser «Mut zur Mehrdeutigkeit» sei neben der schieren Kraft die herausragende Qualität: «So einen gibt es nicht mehr.» Zielstrebig humpelte Spielberg, der keinen Tropfen Alkohol anrührte, zurück zu seinen Dreharbeiten.

Nichts fiel ihm in den Schoss

Das Schauspielerische ist aber nur das eine. Noch beeindruckender ist der Aufstieg, sind die Disziplin, die Ausdauer, die Risikobereitschaft und auch die Zähigkeit, mit der sich Douglas durchbiss, untendurch musste.

Nichts fiel ihm in den Schoss. Seine Eltern kamen als mittellose jüdische Weissrussen in einem New Yorker Vorort an. Die Mutter, eine



Steven Spielberg (r.).

«Du hast, was sonst niemand hat: eine optimistische Wildheit.»



Umwerfend, humorvoll: Douglas, Gattin Anne, Schwiegertochter Zeta-Jones.



Ausnahme: Entertainer Rickles, Douglas.



Ein Höhepunkt: Tischrede von Steven Spielberg.

Bäuerin, konnte kaum lesen. Der Vater verdiente sein Geld als Lumpensammler, trank zu viel und verliess seine Familie. Der Junge wuchs mit sechs Schwestern in bitterer Armut auf.

«Was trieb Kirk Douglas an», fragen wir seinen Sohn Michael zwischen zwei Tischreden. Dem fällt nur eine Pointe ein: «Wenn man als Bub unter sechs Schwestern aufwächst, bleibt einem bloss die Flucht.»

Woher nahm er die Kraft? Wie kann einer aus so schwierigen Umständen so weit nach oben kommen? Therapeuten und Sonderpädagogen haben für so etwas keine Erklärungen. Wir ahnen: Es gibt eben doch eine unbeeinflussbare angeborene Kraft, die in den Menschen wirkt – ungeachtet ihrer Herkunft.

«Gottes Gnade», heisst es, «zeigt sich in der Grossartigkeit der Kinder.»

Ist es ein Zufall, dass ausgerechnet Hollywood so viele dieser ehrgeizigen, verkrachten Naturen und Aufstreber anzieht? Charlie Chaplin, Clark Gable, Kirk Douglas oder Richard Burton, um nur einige zu nennen, sie alle entkamen schwierigsten Verhältnissen. Auf der Leinwand erfanden sie sich neu als bedeutende Künstler. Wo nichts als die Leistung zählt, ist die Freiheit am grössten.

Ein Schweizer stösst zum Kern vor

Es gibt eine starke spirituelle, religiöse Seite bei Kirk Douglas. Nach den schweren neunziger Jahren schrieb der lebensversehrte Schauspieler ein interessantes Buch: «Climbing the

Mountain». Es ist eine Bekenntnisschrift, in der er Rechenschaft über die grosse Bedeutung seines jüdischen Glaubens ablegt, mit dem er sich seit seiner Kindheit beschäftigt, Halgeber und Herkunftskraft für einen, der darunter litt, wie er schreibt, dass er seine eigenen Grosseltern nie kennenlernte.

Es war ein Schweizer, der auf diese für Kirk Douglas so wichtige Dimension zu sprechen kam. Der Basler Filmproduzent Arthur Cohn (sechs Oscars), der «Menschenzauberer von Hollywood» (*Bild*), ist seit Jahrzehnten ein enger Freund des Schauspielers und seiner Familie. Douglas' Frau Anne kündigte Cohn mit den Worten an, er stehe «uns unter den Menschen, die nicht verwandt sind, am nächsten».



Michael Douglas (r.).

«Der dritte Akt im unglaublichen Leben meines Vaters.»

Der unermüdliche Schweizer, der dieser Tage in Los Angeles seinen neuen Film «The Etruscan Smile» vorstellt, erzählte die Geschichte einer gemeinsamen, eigentlich inoffiziellen Jerusalem-Reise an die Klagemauer. Obschon alles streng geheim war, tauchten wie aus dem Nichts

5000 Fans auf, die ihr Idol sehen wollten, ein mündlich mobilisierter Flashmob, bevor der Ausdruck überhaupt geboren wurde. Cohn würdigte Douglas, bewegt, als «Stolz Israels».

Es war ein eindrücklicher, berührender Nachmittag, der diesem grossen Künstler und Unternehmer gewidmet war. Zum Schluss durfte sich Douglas, wie in den Medien angekündigt, auf Geheiss seines Hausarztes noch

einen Wodka genehmigen, den ersten Drink seit Jahrzehnten.

Eine Art Gottesbeweis

Welche Botschaft nehmen wir mit? Erstens: Man soll nicht mit der Herkunft hadern. Es gibt keine Entschuldigung. Jeder kann etwas aus sich machen. Zweitens: Hört auf mit dieser Herablassung gegenüber Hollywood. Die amerikanische Filmindustrie ist eine faszinierende Fabrik der sozialen Mobilität und schöpferischen Kraft, die grossartige Talente anzieht und zum Blühen bringt.

Und drittens: Wie grau, gleichförmig und mittelmässig wirkt daneben doch das staatlich subventionierte europäische Filmschaffen mit seinen lähmenden Anmassungen und langweiligen Geschichten.

Bei uns gibt es auch keine Stars, darf es keine geben, weil der genormte Neidkulturbetrieb alles Überragende, Überlebensgrosse, auch Exzentrische, das zur Kultur gehört, vorsätzlich wegschleift. Hollywood, das wurde hier deutlich, setzt auf Entfaltung. Subventionskultur bedeutet gewollte Nichtentfaltung.

Die schönste Erkenntnis dieses Nachmittags: Es geht auch anders. Der staunenswerte Aufstieg von Issur Danielowitsch Demsky zum weltberühmten Leinwandhelden Kirk Douglas kann man als Zeichen lesen, dass irgendwo da draussen vielleicht doch eine gütige Vorsehung waltet.

Auf jeden Fall zeigt dieses bemerkenswerte Leben, dass die USA, nach wie vor, ein verheissungsvoller Ort sind, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten für alle, die bereit sind, ihr Leben selber in die Hand zu nehmen und niemals aufzugeben. ○

Triumph der Männlichkeit

Von *Beatrice Schlag* — Kirk Douglas war das Mannsbild schlechthin in Hollywoods goldenen Jahren. Sein Appetit auf Muskelduelle, Frauen und Wortgefechte war überwältigend. Ein Ersatz ist nicht in Sicht.

Er konnte seinen Hut noch so tief ins Gesicht ziehen. Man brauchte nur sein Kinn zu sehen und war schon glücklich. Kein anderer Star hat eine ähnlich unübersehbare Kluft im Kinn, die man beim besten Willen nicht Grübchen nennen kann. Sie wurde auch schon als beliebteste natürliche Vertiefung Amerikas neben dem Grand Canyon bejubelt. Denn der Mann, dem sie gehört, bescherte seinem Land nach dem Zweiten Weltkrieg in unzähligen Filmen ein Abbild selbstbewusster, fordernder Männlichkeit und schier unbezähmbarer Vitalität.

Wie Kirk Douglas zu seinem auch privat unerschütterlichen Selbstbewusstsein kam, ist aus seiner Biografie schwer zu erklären. Der als Issur Danielowitsch Demsky geborene Sohn kaum gebildeter jüdischer Einwanderer wuchs mit sechs Schwestern in Amsterdam, New York, auf, in, wie er sagt, «erbärmlicher Armut». Sein Vater war Lumpensammler, versuchte, Geld zu machen mit dem, was wegwarf, wer selbst kaum etwas hatte. Über seinen Schulweg schreibt Kirk Douglas in seiner zornigen Autobiografie: «Der Weg zur hebräischen Schule war ein Spiessrutenlauf. Jede Strasse hatte ihre eigene Gang, und immer warteten alle, um den Judenbub zu erwischen.»

«Geh zu deinem Sprachtherapeuten!»

Dass Izzy Demsky, wie er sich eine Weile nannte, Schauspieler werden wollte, wusste er früh. Dank seinem offensichtlichen Talent

«Der Weg zur hebräischen Schule war ein Spiessrutenlauf. Jede Strasse hatte ihre eigene Gang.»

bekam er ein Stipendium für die New Yorker American Academy of Dramatic Arts, wo er seine erste Frau Diana Dill und Humphrey Bogarts spätere Ehefrau Lauren Bacall kennenlernte. 1941, kurz nach Abschluss der Schauspielschule, ging er zur Navy und kehrte vier Jahre später nach New York zurück. Seine Theaterlaufbahn war kurz. Auf Lauren Bacalls Vorschlag erhielt der energiegeladene Schauspieler 1946 eine Hauptrolle in «The Strange Love of Martha Ivers», um die sich auch Richard Widmark und Montgomery Clift bemüht hatten. Er zog mit Frau und Baby Michael nach Los Angeles um. Drei Jahre später wurde er als skrupelloser Boxer in «Champion» ein Weltstar.



Unaufhaltsam: Kirk Douglas mit Gattin Anne Buydens, 1960 in London.

Er spielte danach rund neunzig Filme lang in Hollywoods A-Liga mit. «Nicht ein einziges Mal hat mir mein Vater auf die Schulter geklopft. Seine Anerkennung war mir so wichtig,

und ich habe sie nie bekommen», sagte er 1988 zum Grund für den zornigen Ton seiner Autobiografie. «Heute bin ich nicht mehr so zornig,

» Fortsetzung auf Seite 22

aber alles ist relativ. Ich glaube, ich zögere, meinen Zorn loszulassen, weil er der Brennstoff war, den ich benutzte, um zu erreichen, was ich wollte.»

Seine Karriere war unaufhaltsam. Privat war er, auch darüber schweigt er sich in seiner wenig galanten Biografie nicht aus, in seiner ersten Ehe chronisch untreu. Er schildert Affären mit Rita Hayworth, Marlene Dietrich, Patricia Neal und mit Joan Crawford. Letztere, schreibt er, sei nicht nur sexuell aggressiv und klinisch professionell gewesen, sie habe auch Mundgeruch gehabt. So viel zu anhaltendem Zorn. Auch in seiner zweiten Ehe, mit PR-Frau Anne Buydens, entdeckte

Douglas die Vorzüge der Treue erst spät. Michael und sein jüngerer Bruder Joel blieben nach der Scheidung von Kirk Douglas bei Diana Dill und sahen den vielbeschäftigten Vater kaum. Ob er Peter und Eric, den beiden Söhnen aus zweiter Ehe, ein besserer Vater war, ist nicht bekannt. Eric starb 2004 an einer Überdosis Drogen.

Nach seiner bis heute dauernden Ehe mit Anne Buydens befragt, sagte Douglas vor kurzem der *Los Angeles Times*: «Ich weiss nicht, warum Anne in den ersten Jahrzehnten bei mir blieb. Falls noch jemand lebt, der damals mit mir arbeitete, wird er bestätigen, dass ich nicht beliebt war. Ich war sehr ärgerlich und mindestens genauso arrogant. Wahrscheinlich

nahmen mich viele in Kauf, weil ich eine tolle Frau hatte. Alle liebten sie, auch meine erste Frau und meine ältesten beiden Söhne, Michael und Joel.»

«Er ist der Manisch-Depressive unter den Hollywoodstars, gemacht für Dostojewski.»

Nach einer knapp überlebten Flugzeugkollision 1991 wandte sich Douglas intensiv dem jüdischen Glauben zu. In seiner Biografie von 1988 hatte der sehr religiös erzogene Schauspieler noch geschrieben, er habe jahrelang zu vergessen versucht, dass er Jude sei. Aber schon



Kirk Douglas in «Champion», 1949.



«Ace in the Hole», 1951.



Als van Gogh in «Lust for Life», 1956.

Film

Der Star, der nach innen brannte

Von Wolfram Knorr — Kirk Douglas, der letzte Dinosaurier Hollywoods, war ein furioser Charakter-Mime und mutiger Produzent.

Homers «Ilias» wird beherrscht vom Zorn des Achilleus. Auch die Traumfabrik hatte ihren Helden, dessen zürnender Gestaltungswille ihn überlebensgross machte: Kirk Douglas. Mit seinen hundert Jahren ist er der letzte noch lebende Gigant des klassischen Hollywood. Ob als Spartakus, Reporter des Satans oder Westerner – Douglas war mit tausend Volt geladen, seine Augen mit tausend Watt. Eine Überdruck-Leinwandpräsenz.

Sein Profil hatte die Komplexität eines Triptychons: Mimik und Gestus voller Zorn, ein selbstquälerischer Räsionierer mit der Körperhaltung eines athletisch-stolzen Schlitzohrs. In der Illusionschmiede war das zu Beginn seiner Karriere eher ein Handicap. Ihm fehlten die galante Bonhomie eines Gary Cooper, die kantige Physis und parodistische Kraft eines Burt Lancaster, die King-Lear-hafte

Herablassung eines John Wayne und der in Rotisserien gebeizte Cocktail-Esprit eines Cary Grant. Kirk Douglas war wandelnde Unruhe, getrieben von einem kaum zügelbaren Rumor.

Billy Wilders Höllenritt

Lauren Bacall verhalf ihm zur Karriere, erzählte dem Produzenten Hal Wallis von dem explosi-

Kirks Rollenprofil war definiert: hart, abgebrüht, innerlich zerrissen.

ven Kerl. Der war beeindruckt, und schon hatte Kirk 1946 seine erste Rolle in «The Strange Love of Martha Ivers», einem Klassiker des Film noir. Danach folgten Theaterverfilmungen, Detektiv-, Gefängnis- und Sportfilme. 1951 konnte er, dank Billy Wilder, erstmals seine inneren Furi-

en von der Leine lassen, als kaltschnäuziger Sensations-Mephisto in «Ace in the Hole» (oder auch «The Big Carnival»): ein bis heute aktueller Höllenritt durchs Hintertreppenrevier auf lagengeiler Pressehalunken. Charles Tatum (Kirk Douglas), aus wenig ehrenhaften Gründen von renommierten Zeitungen gefeuert, landet bei einem Provinzblatt in New Mexico. Nach dem Verfassen öder Lokalberichte hört er von einem Mann, der, auf der Suche nach indianischen Töpfereien, halbverschüttet in einem Stollen liegt. Eigentlich ein Klacks, ihn rauszuholen, doch Tatum wittert eine Sensationsstory, wenn er daraus eine «menschliche Tragödie» mit allem Drum und Dran drechselt, dem Verschütteten Hilfe vorgaukelt, ohne sie zu leisten, um dafür alle Medien anzulocken. Der Coup gelingt, das Opfer verreckt. Ein früher Fall von «Lügenpresse». Billy Wilders Parforcezynismus mit einem gnadenlosen Kirk Douglas wurde ein Flop. Damals mochte das Publikum das negative Bild der Presse noch nicht.

Kirks Rollenprofil aber war definiert: hart, abgebrüht, innerlich zerrissen, vom Erfolgswahn des American Way of Life getrieben. Ein Jahr später spielt er in Vincente Minnellis «The Bad and the Beautiful» einen karrierewüsten Produzenten, der in der Hochburg der Illusionen klebrige Sirupergüsse für die Massen produziert, um damit reich zu werden. Wer ihm

vor dem Helikopterunfall hatte sich Vielleser Douglas mit dem Judentum auseinandergesetzt. 1996 erlitt er einen Schlaganfall, der seine Sprechfähigkeit einschränkte. Das Schlimmste daran, sagt er rückblickend, seien die Depressionen und Selbstmordgedanken gewesen. Seine Ehefrau sei glücklicherweise nicht zart mit ihm umgegangen, sondern habe ihm wirklich geholfen. «Wenn ich dalag und über mein Schicksal jammerte, sagte sie: «Beweg deinen Arsch aus dem Bett, und geh zu deinem Sprachtherapeuten!»»

Wer kommt nach ihm? Stars mit einer ähnlich charismatischen Ambivalenz aus überwältigendem Appetit auf Muskelduelle, Frauen und Wortgefechte und der tiefen Nieder-

geschlagenheit des Verlierers gibt es in Hollywood nicht mehr. «Er ist der Manisch-Depressive unter den Hollywoodstars, gemacht für Dostojewski», schrieb Kritikerlegende David Thomson über Kirk Douglas. Der Mann mit den Muskelpaketen, der mit Hingabe Bösewichte spielte, «weil Tugend nicht fotogen ist», war genauso überzeugend als selbstzerstörerischer Zweifler.

Wer tritt das Erbe an?

Russell Crowe sah kurz wie ein möglicher Nachfolger aus. Aber mit dem Ruhm von «Gladiator» kam ihm der Glanz der Lust abhanden. Ryan Gosling, Bradley Cooper, Jake Gyllenhaal und Matt Damon sind hochbegab-

te Stars, aber keine Helden, an denen man sich nicht sattsehen kann. Nicht weil sie das nicht spielen könnten, sondern weil es keinen mehr überzeugt, Männer nicht und Frauen schon gar nicht. Vin Diesel und Dwayne «The Rock» Johnson sind prächtige Unterhaltung für hormonegebeutelte Buben. Alleskönner Robert Downey jr. ist in die Welt der Cartoon-Helden abgetaucht. Ausnahmetalente wie die Briten Benedict Cumberbatch und Eddie Redmayne spielen mit Vorliebe faszinierende, leider eher testosteronschwache Exoten. Aber das wirkliche Grundproblem ist ein anderes: Niemand weiss mehr, wie ein richtiger Mann zu sein hat. Nicht nur in Hollywood. Und nicht nur auf der Leinwand. ○



«Paths of Glory», 1957.



«Spartacus», 1960.



«Tough Guys», 1986.

auf diesem Weg nicht folgt, wird fertig-gemacht. 1956 kam jene Rolle, die ihn endgültig festlegen sollte: als Vincent van Gogh in «Lust for Life» (wieder unter der Regie von Vincente Minnelli). Da konnte man im nach innen brennenden Mimen geradezu einen Seelenverwandten des besessenen Malers entdecken. Da loderte das Feuer aus seinen Augen wie aus einem Hochofen – wie in den Bildern van Goghs. In «Gunfight at the O.K. Corral» (1957) von John Sturges, einem Western-Meisterwerk, verkörperte er neben Burt Lancaster den moribunden und selbsthasserischen Doc Holliday.

Im Clinch mit Kubrick

Douglas selbst entsprach keineswegs dem Typ des kaltschnäuzigen Kommerzproduzenten aus «The Bad and the Beautiful». Im Gegenteil, der Mann liebte Wagnisse. Als er 1957 mit dem jungen Stanley Kubrick «Paths of Glory» drehte, den er mitfinanzierte, servierte Kubrick ihm vor Drehbeginn eine verwässerte Drehbuchversion. Douglas explodierte und erzwang die Umsetzung des Originalbuchs, wohlwissend, dass es Probleme geben würde, und die kamen prompt. «Paths of Glory», die böse Abrechnung mit der französischen Offiziersaristokratie, die die Landser im Ersten Weltkrieg hemmungslos verheizen liess, wurde zum Politikum und war in der Schweiz, aus Rücksicht auf den Nachbarn

Frankreich, jahrelang verboten. Douglas spielte einen Major, den es zwischen Pflicht und Neigung fast zerfetzt. 1960 folgte «Spartacus», sein vermutlich bekanntester Film (ebenfalls von Stanley Kubrick), an dem er auch als Produzent beteiligt war und für den er als Autor Dalton

«Paths of Glory» war in der Schweiz, aus Rücksicht auf Nachbar Frankreich, jahrelang verboten.

Trumbo verpflichtete. Der aber gehörte zu den «Hollywood Ten», die immer noch Berufsverbot hatten. Kubrick bot daraufhin an, sich als Autor in den Credits nennen zu lassen. Wieder platzte Kirk: «Du willst Dalton die Credits nehmen?!» Voller Wut rückte Douglas den verfemten Trumbo unter vollem Namen ein – 1960 noch eine mutige Tat. «Kubrick», so Douglas, «war ein gebarter Mistkerl.»

Anfang der sechziger Jahre machte das Buch eines wilden Farmersohns aus Oregon Furore, dessen Rechte Douglas sofort kaufte: «One Flew Over the Cuckoo's Nest» von Ken Kesey. Von dessen Helden McMurphy, der in einer psychiatrischen Klinik revoltiert, fühlte sich Kirk sofort angesprochen. Zunächst entstand, nachdem zahlreiche Produzenten den «spinnerten» Roman abgelehnt hatten, eine Broad-

way-Version mit Douglas in der Hauptrolle. Sie wurde zum Desaster und Douglas von der Kritik abgekanzelt.

Amerika als Irrenhaus, geführt von Psychotechnikern und rabiaten Schwestern und dazwischen der innerlich explodierende McMurphy, der mit bitterbösem Sarkasmus die Regeln zu unterlaufen versucht – was für eine Rolle für Kirk! Verkörpern durfte er sie auf der Leinwand nie. Als er später die Rechte seinem Sohn Michael Douglas vermachte und der endlich Geldgeber fand, schöpfte der Vater noch einmal Hoffnung.

Doch Regisseur Milos Forman lehnte ihn ab, er sei einfach zu alt. So bekam sie Jack Nicholson, und der Film wurde zum Hit und gewann 1975 fünf Oscars. Verwunden hat das Kirk, der selbst nie einen Oscar gewonnen hatte, nie so recht. 1962 produzierte er, wieder mit Dalton Trumbo als Autor, den Spätwestern «Lonely Are the Brave», in dem er als Jack Burns gegen die modernen Zivilisationsrestriktionen revoltiert, ein Vorläufer von McMurphy. 1954 war er Odysseus in «Ulisse». Die Odyssee ist Heimkehrer-Epos und schwarze Komödie zugleich. Mag der Film nicht gerade zu seinen besten aus seinem Œuvre von rund neunzig Werken gehören, zornige Odysseen waren sie immer. ○

Unser Kampf

Von Henryk M. Broder —
Kinderkarussell unter
Nazi-Verdacht.



Mit dem Sieg der Alliierten über das Dritte Reich begann auch der Prozess der sogenannten Entnazifizierung. Die deutsche Gesellschaft sollte von allen Resten des Nationalsozialismus gesäubert werden. Rechtliche Grundlage war das «Kontrollratsgesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus» vom 5. März 1946. Die dazugehörigen Verfahren fanden vor «Spruchkammern» statt, die mit Laienrichtern besetzt waren. In mehr als der Hälfte aller Fälle lautete das Urteil auf «Mittäufer», über ein Drittel der Verfahren wurde eingestellt, 1,4 Prozent endeten mit dem Befund «Hauptschuldige» und «Belastete». Die Gesamtbilanz: 5025 Verurteilungen. Nicht viel, wenn man bedenkt, dass allein die NSDAP, die von den Alliierten als «verbrecherische Organisation» verboten wurde, bereits Ende 1932, also noch vor der Machtergreifung, 1,2 Millionen Mitglieder hatte.

Siebzig Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft ist der Prozess der Entnazifizierung noch immer nicht abgeschlossen. Vor kurzem geriet ein norddeutscher Schausteller, der seit sechzig Jahren mit einem Kinderkarussell von einer Kirmes zur nächsten zieht, in den Verdacht, nationalsozialistische Propaganda zu betreiben. Einem Lokalpolitiker der Linkspartei aus Hamburg-Eimsbüttel war das «Nummernschild» auf einem der Karussell-Fahrzeuge aufgefallen: HH-88. Worauf er sofort eine Twitter-Meldung absetzte: «Unglaublich: #NaziCodes im Kinderkarussell auf Weihnachtsmarkt des Fanny-Mendelssohn-Platzes in #Eimsbüttel».

Denn HH kann nicht nur für «Hansestadt Hamburg» stehen, sondern auch für «Heil Hitler». Und 88 ebenso. Es sind die achten Buchstaben des Alphabets, ein unter Neonazis beliebtes Kürzel für «Heil Hitler». Auf diese perfide Art sollten mitten auf einem Weihnachtsmarkt unschuldige Kinderseelen nationalsozialistisch kontaminiert werden. Worauf der Karussellbetreiber das böse Nummernschild sofort entfernte. Das wäre nicht genug, meinte der Politiker der Linkspartei, dem Schausteller sollte die Konzession entzogen werden.

Dazu kam es dann doch nicht. Aber der Kampf geht weiter. Je länger das Dritte Reich tot ist, umso heftiger wird der antifaschistische Widerstand.

Vernunft und Augenmass

Von Kurt Schiltknecht — Zu erkennen, welche Probleme vom Staat und welche von der Wirtschaft und der Gesellschaft gelöst werden sollen, wird weiterhin die grosse Herausforderung der Politik sein.

Karl Brunner trug mit seinen Arbeiten über Geldtheorie und Geldpolitik viel zur Inflationsbekämpfung in den siebziger und achtziger Jahren bei. Immer wieder wies er darauf hin, dass eine Inflation ein monetäres Problem sei und die Verantwortung für Preisstabilität deshalb bei den Notenbanken liege. Zu den Vorwürfen, dass er sich laufend wiederhole, meinte er lakonisch: «Man kann die Wahrheit nicht häufig genug wiederholen.» Davon bin auch ich überzeugt. Deshalb nutze ich meine letzte Kolumne, um einige mir wichtig erscheinenden Aussagen zu wiederholen:

1 — Die Bankenkrise in Europa ist, entgegen wiederholten Verlautbarungen der europäischen Aufsichtsbehörden, nicht ausgestanden. Statt Stresstests durchzuführen, sollten endlich höhere Eigenmittel eingefordert werden. Denn wegen der ungenügenden Ausstattung mit Eigenkapital haben die europäischen Banken trotz Liquiditätsschwemme ihr Kreditangebot zu wenig ausgeweitet. Für ein stabileres Bankensystem reicht eine personelle Aufstockung der Aufsichtsbehörden nicht aus. Eine kostspielige Bürokratie lähmt nur die Banken und ist kein Ersatz für hohe Eigenmittel.

2 — Die Notenbanken, allen voran die Europäische Zentralbank (EZB), sollen endlich die Aufblähung ihrer Bilanzen stoppen. Mit ihren riesigen und unkontrollierten Obligationen-, Aktien- und Devisenkäufen schalten sie die wichtigen Kontrollen der Finanzmärkte insbesondere bei der Staatsverschuldung und der Corporate Governance aus. Weil zudem niemand weiss, wann und wie die Liquiditätsschwemme gestoppt wird, führen selbst die niedrigsten Zinsen nur zu einer zögerlichen Belebung der Investitionstätigkeit. Wenn diese dann einmal einsetzen sollte, wird die Inflation nicht lange auf sich warten lassen.

3 — Höhere Staatsausgaben und grössere Defizite sind kein erfolgversprechender Ansatz zur Krisenbewältigung. In Europa kann die Schuldenkrise nur durch einen Abbau der Staatsausgaben und/oder einen Schuldenschnitt bewältigt werden. Beides würde sich vorübergehend negativ auf das Wachstum auswirken. Dafür würde langfristig jener Spielraum für die Wirtschaft geschaffen, der für eine nachhaltige Erholung unumgänglich ist.

4 — Bei Eingriffen in die Preisbildung und in die Vertragsfreiheit sollte der Staat mehr Zu-

rückhaltung üben. Selten bringen sie die erhofften Resultate. So haben Minimallöhne, allgemeinverbindliche Arbeitsverträge oder ein zu umfassender Kündigungsschutz in keinem Land zu höherer Beschäftigung oder einer besseren Einkommensverteilung geführt. Ebenso wenig findet man ein Land, das die Wohnungsprobleme mit Mietzinskontrollen oder subventioniertem Wohnungsbau gelöst hat.

Freier Personenverkehr

5 — Für ein wirtschaftlich erfolgreiches Land ist der freie Personenverkehr keine Option. Er führt zu sinkender Arbeitsproduktivität und verschlechtert die Einkommensverteilung. Zudem fördert er die Ballung in den wirtschaftlich starken Regionen und führt zur Entleerung schwacher Gebiete. Die Bestrebungen zur Steuerharmonisierung begünstigen diese Entwicklung zusätzlich und haben immer eine höhere

Steuerbelastung zur Folge. Wer am Wohlstand in der Schweiz interessiert ist, muss sich für eine zahlenmässig begrenzte Zuwanderung von gutausgebildeten Arbeitskräften und für den Steuerwettbewerb einsetzen – den Drohgebärden der EU zum Trotz.

6 — Statt für eine weltweite Harmonisierung von Gesetzen, Steuern und Vorschriften zu plädieren,

sollte man sich für föderalistische Strukturen und für den Wettbewerb der politischen Systeme starkmachen. Globale Lösungen drängen sich nur auf, wenn, wie beim Thema CO₂, ein einzelnes Land das Problem nicht allein lösen kann. Bei einem Wettbewerb der politischen Systeme ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass die sich als erfolgreich erweisenden Rahmenbedingungen Nachahmung in anderen Regionen und Ländern finden. Zudem lässt sich an praktischen Beispielen aufzeigen, dass von den unzähligen Versuchen, alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme mit Gesetzen und Regulierungen zu lösen, nur die wenigsten die erhofften Ergebnisse bringen. Probleme sind ein inhärenter Bestandteil jeder Gesellschaft. Es wird weiterhin die grosse Herausforderung der Politik sein, zu erkennen, welche vom Staat und welche von der Wirtschaft und der Gesellschaft gelöst werden sollen. Sicher ist nur eines: Langfristig werden die Länder obenaufschwimmen, die ihre Entscheidungen auf der Grundlage von Freiheit, Demokratie und freier Marktwirtschaft treffen.



Trump zwischen Moskau und Peking

Von Hansrudolf Kamer — Donald Trump verschiebt vor seiner Amtseinsetzung die Parameter der US-Geostrategie. Nach Obamas desaströser Aussenpolitik will er sich Spielraum verschaffen.



In den Ruinen von Obamas globalem Wirken sucht Donald Trump neue Wege. Bevor er vereidigt ist, empfängt der gewählte Präsident Amerikas Shinzo Abe, den japanischen Ministerpräsidenten, oder telefoniert mit Tsai Ing-wen, der Präsidentin Taiwans. Wenig später doppelt er nach, er sei nicht notwendigerweise an die «Ein-China-Politik» seiner Vorgänger gebunden.

Normalerweise gilt das Diktum: «Amerika hat jeweils nur einen Präsidenten», obwohl es de facto zwischen der Wahl Anfang November und der Vereidigung am 20. Januar zwei hat. Der eine führt als «lahme Ente» die Amtsgeschäfte, der andere bereitet sich vor, beruft die wichtigsten Mitglieder seiner Administration, präpariert sein Budget und glättet nach dem Wahlkampf die Wogen. Nach innen und aussen gibt er erste Signale über die künftige Politik.

Die «Zwei-Präsidenten-Zeit» wurde bisher recht diskret gehandhabt, doch Trump, der Medien-Mann, inszeniert sich anders – dem Zeitgeist entsprechend transparenter und direkter. Auch da entspricht Transparenz nicht unbedingt Klarheit, denn Freund und Feind wissen nicht, was von all dem schliesslich Realität wird. Alles, was er jetzt signalisiert, kann er später problemlos wieder entsorgen.

So oder so steht der neue Präsident vor der Herkulesaufgabe, das in den acht Jahren Obama in der Aussenpolitik verlorene Vertrauen und die ramponierte Abschreckung wiederherzustellen. Das Verhängnis begann mit Obamas Kairoer Rede im Juni 2009, mit der dieser einer unwilligen und zerstrittenen islamischen Welt den Ölzweig anbot.

Das Versprechen, im Irak und in Afghanistan Kriege zu beenden, erhielt tosenden Applaus nur in Europa. Der Friedensnobelpreis, eine europäische Erfindung, folgte im Oktober. Es war der Beginn des amerikanischen Autoritätsverlustes. Schon 2014 musste Obama wieder Truppen in den Irak schicken. Den vorgesehenen Abzug aus Afghanistan überlässt er seinem Nachfolger.

Was Trump im Mittleren Osten vorhat, weiss niemand. Er hüllt sich – wohl auch in Ermangelung eines Besseren – in strategische Ambivalenz. Seine ersten Signale betreffen

Asien. Zum 75. Jahrestag von Pearl Harbor, dem japanischen Angriff auf Amerika 1941, zitierte er Präsident Reagan: «There can be no substitute for victory in the pursuit of peace» (Wenn man Frieden will, ist ein Sieg notwendig).

Das Telefonat mit der Präsidentin Taiwans erregte Aufmerksamkeit, weil es der Praxis der letzten Jahrzehnte widersprach. Washington hat keine diplomatischen Beziehungen mit Taipeh seit der Anerkennung Pekings im Jahr 1979. Washington unterschreibt zwar die «Ein-China-Politik», akzeptiert die Volksrepublik als legitime Vertreterin Chinas auf der Weltbühne und unterhält freundschaftliche Beziehungen mit den alten Alliierten des chinesischen Bürgerkriegs auf Taiwan.

Doch Pekings Lesart der «Ein-China-Politik» ist nicht jene Washingtons: Amerika anerkennt weder die Oberhoheit Pekings über Taipeh noch Taiwan als unabhängigen, souveränen Staat. Taiwan ist, aus historischen Gründen, aber auch aus Eigeninteresse, einer der besten Freunde Amerikas – ähnlich wie Israel eine Bastion der Demokratie und Freiheit. Diese Freundschaften haben unter Obama gelitten, und Trump scheint hier wieder etwas normalere Verhältnisse anzustreben.

Hintergrund der amerikanisch-chinesischen Wortakrobatik bezüglich Taiwan war

der Kalte Krieg. Nixon und Kissinger brauchten ein Gegengewicht zur Sowjetunion und nützten die sich abzeichnende Spaltung zwischen Peking und Moskau aus. Doch das ist Geschichte, und China hat sich von einer relativ armen und isolierten zu einer starken Wirtschaftsmacht entwickelt, die im Fernen Osten eine aggressivere Interessenwahrung betreibt als früher. Und militärisch wird seit Jahren aufgerüstet.

Das leicht angeschlagene Amerika könnte wieder ein Gegengewicht brauchen. Es ist sicher nicht falsch, die alte China-Politik auf ihren Realitätsgehalt abzuklopfen. Mit der Ernennung von Terry Branstad zum neuen Botschafter in Peking, einem alten «Freund» von Xi Jinping, versuchte Trump, aufgebrachte Gemüter wieder zu beruhigen. Doch will er Veränderungen: Er bemängelt das chinesische Verhalten in Handelsfragen, in der Währungspolitik und bei der Eindämmung der nordkoreanischen Nuklearrüstung.

Abwarten und Tee trinken

Seit der Oktoberrevolution – «zehn Tage, die die Welt erschütterten» – sind bald hundert Jahre vergangen. Was die Formalien angeht, so leitet das Regime in Peking seine Abstammung noch immer von jenem epochalen Ereignis her, während Moskau mit Gorbatschow, Jelzin und Putin ideologisch eine grössere Wegstrecke zurückgelegt hat.

Sollte sich Trump Moskau annähern und zu Peking eher auf Distanz gehen, käme es zu geopolitischen Verschiebungen, die auch Europa betreffen. Doch in den nächsten Tagen wird man auf dem Roten Platz und auf jenem des Himmlischen Friedens noch gemütlich abwarten und Tee trinken.



Aufgebrachte Gemüter beruhigen: Donald Trump.

Professorale Weihnachtsgeschenke

Von Christoph Mörgeli

Namhafte Rechtswissenschaftler leiden angesichts der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative an erheblichem Unwohlsein. «Es ist ein Verfassungsbruch», antwortete Peter V. Kunz in der *Aargauer Zeitung* auf die Frage, ob der «schwere rechtliche Vorwurf» der SVP stimme. Der Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern hielt fest, dass die Masseneinwanderungsinitiative am 8. Februar 2014 «rechtsgültig angenommen» worden sei, und zwar «ohne Wenn und Aber».

Das Parlament wäre laut Professor Kunz verpflichtet, «jährliche Höchstzahlen und Kontingente» sowie die «Berücksichtigung eines Vorrangs für Schweizerinnen und Schweizer» durch Bundesgesetze umzusetzen. Die Umsetzung à la FDP, so der Ex-Freisinnige, habe «nichts, aber wirklich gar nichts zu tun mit dem klaren Verfassungsauftrag». Kunz kennt nach eigenem Bekenntnis keinen seriösen Rechtswissenschaftler, der diese Umsetzung als verfassungskonform beurteilt. Und er würde jedem Studenten ein «ungenügend» erteilen, der solches behauptete.

Bernhard Ehrenzeller, Professor für Öffentliches Recht an der Universität St. Gallen, sagte in der Sendung «Arena»: Die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative könne keinesfalls mit der früheren Zustimmung zu einigen bilateralen Verträgen gerechtfertigt werden. Denn die Verfassungsbestimmung durch Volk und Stände vom 9. Februar 2014 sei neuer und damit stärker legitimiert als die Referendumsvorlagen zu den Bilateralen. Die Parlamentsmehrheit findet also rechtlich keinerlei Begründung, wenn sie behauptet, die Abstimmungen über die Bilateralen seien mindestens gleichwertig, wenn nicht übergeordnet.

Andreas Glaser, Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht an der Universität Zürich, meinte zu *20 Minuten*: «Es gibt jetzt einen offenen Machtkampf zwischen dem Volk und dem Parlament.» Es sei das erste Mal, dass die Volksvertreter so offen sagten: «Wir wissen es besser und setzen diese Volksinitiative nicht um.» Und Professor Kunz kommentierte, die Politiker hätten jetzt anstelle des Volkes zur «obersten Macht» gegriffen: «Daran sollten wir denken bei den nächsten (Ab-)Wahlen.» Laut Robert Lembke erkennt man einen Professor daran, dass er die Weihnachtsgeschenke erst am 24. Dezember einkauft. Die Professoren Kunz, Ehrenzeller und Glaser waren für einmal schneller.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

In 25 Minuten von Zürich nach Locarno

Von Peter Bodenmann — Teile des Kapitals glauben an senkrecht startende Elektroflieger, die mit 300 Stundenkilometern unterwegs sein werden.



Die Betriebskosten dieser Flüsterflieger sollen nicht höher sein als die von Autos.

Langsam, aber sicher begreifen es auch die Autokonzerne: Die Zukunft gehört den sich selbst steuernden Elektromobilen.

Volkswagen will mit dem Konzept Moia überleben. Kleine fahrerlose Elektrobusse sollen uns in Zukunft morgens vor der Haustüre abholen und vor den Fabriken, Büros, Shoppingcenter und Bars ausspucken. Und uns am Abend wieder einsammeln. Dies zu konkurrenzlos tiefen Preisen pro Kilometer und Mitreisenden. Noch haben SBB und Post nicht begriffen, was es geschlagen hat. Beide Staatsunternehmen werkeln getrennt vor sich hin. Immerhin werkeln sie inzwischen.

Die politischen Parteien sind noch auf Tauchstation. Die rechten SP-Kronleuchter – wie Pascale Bruderer – verstehen unter Digitalisierung Flexibilisierung der Arbeitszeiten.

Die Gewerkschaften machen gegen FlixBus mobil. Sie protestieren – zu Recht – gegen die zu tiefen Löhne der Buschauffeure.

VW wird früher oder später FlixBus übernehmen, um mit Flix-Kleinbussen der Marke Moia durch Europa und die Schweiz zu sausen. In Zukunft wird es noch so viele Lokführer und Buschauffeure geben wie heute Heizer auf den Elektroloks. Die Gewerkschaften haben leider noch keine Konzepte für diese Zukunft. Das Bundesamt für Strassen will weiter Autobahnen mit noch mehr Spuren bauen. Obwohl es weniger Spuren braucht. Statt Kabotage-Verboten

braucht es zukunftsgerichtete Konzessionen, die sicherstellen, dass die Schweizerinnen und Schweizer flächendeckend pro Kilometer gleich viel bezahlen. Derweil hat der postfossile Kapitalismus weitere Überraschungen in seinen Entwicklungspipelines. Start-ups, Siemens, Airbus und Boeing liefern sich ein brutales Rennen in Sachen Elektromobilität. Die Vorgaben des Unternehmens Lilium Aviation, das erfolgreich Innovationspreise und Startkapital einsammelt:

Vorgabe 1: Die zweisitzigen Lilium starten und landen senkrecht. Sie brauchen keine Flugpisten mehr. Und machen weniger Lärm als ein startendes Dieselauto. **Vorgabe 2:** Die Reichweite der Elektroflieger beträgt 500 Kilometer. Die Reisegeschwindigkeit 300 Kilometer. Danach muss man kurz Strom nachtanken. **Vorgabe 3:** Die Betriebskosten pro Kilometer sollen tiefer liegen als beim Auto. Genau wie der Energieverbrauch. **Vorgabe 4:** Wenn alle Elektromotoren ausfallen, rettet ein grosser Fallschirm das Flugzeug samt seinen zwei Passagieren. Brauchen wir das? Wohl kaum. Kann man Elektro-Schwärme am Himmel verhindern? Vermutlich ist es einfacher, die rostenden Schweizer Atomkraftwerke abzustellen. Der Service-public-Trost: SBB, Post und Swisscom haben in den Schweizer Städten die besten Dachflächen für senkrecht startende und landende Lilium-Flieger. Immerhin.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ab ins Ausland

Von Kurt W. Zimmermann — Vielleicht ist es nur eine Zeitfrage, bis die Redaktoren der Schweizer Zeitungen in Indien sitzen.

Den US-Präsidenten hält die *Süddeutsche Zeitung* für eine Witzfigur. Er ist «ein Polit-Clown mit rotem Kopf und lächerlicher Frisur».

Dieser herablassende Stil ist typisch für das Blatt. Deutsche Zeitungen neigen alle zur Hochnäsigkeit, aber die *Süddeutsche* aus München ist der hochnäsigste Titel von allen. Egal, ob Donald Trump, Wladimir Putin, Boris Johnson oder Matteo Renzi – die Redaktion bespuckt alle von oben herab.

Passt so ein arroganter Stil zum *Tages-Anzeiger*? Ja, glaubt *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Arthur Rutishauser. Denn die beiden Blätter hätten «eine gemeinsame publizistische Ausrichtung».

Ich glaube das Gegenteil.

Damit man diese Einschätzung versteht, erst die Fakten. Der *Tages-Anzeiger* verlagert einen beträchtlichen Teil seiner journalistischen Kernkompetenz ins Ausland. Die gesamte Auslandberichterstattung, aber auch Teile der Ressorts Wissen, Kultur, Gesellschaft und Sport werden künftig in München produziert.

Vermutlich hätte der Tamedia-Verlag seine Redaktion am liebsten gleich nach Indien ausgelagert, so wie Credit Suisse und Novartis das mit manchen Geschäftsfeldern tun. Dann hätte man noch mehr sparen können. Aber das ging leider nicht, weil der Inder die deutsche Orthografie noch nicht so gut kann.

Interessant am Outsourcing ist die Frage, die man heute in den Medien nur noch halb-laut stellen darf: Kümmert sich in all diesen Sparübungen eigentlich noch jemand um die Identität eines Blattes?

Identität. Ein grosses Wort, ich weiss.

Für das grosse Wort muss man die jüngste Mediengeschichte finanziell etwas aufrollen.

In der ersten Phase der Sparübungen schmissen die Verlage einfach die Journalisten raus. Genaue Zahlen sind schwierig festzumachen, weil sich zugleich die Print- und Online-Redaktionen vermengten. Bei *Tages-Anzeiger* und *Blick* dürften je etwa hundert Journalisten gefeuert worden sein. Man sparte kräftig, und für die Identität der Blätter war das ohne Risiko. Sie wurden sogar präziser, weil vorab die faulen und renitenten Mitarbeiter gehen mussten.

In der zweiten Phase der Sparübungen begann man mit Quertransporten zwischen homogenen Zeitungstypen. Die *Berner Zeitung* etwa lieferte nun der *Zürichsee-Zeitung* oder dem *Landboten* die Stoffe aus Inland und Wirt-



Ist Swiss wie Swissair? *Tages-Anzeiger*.

schaft. Man sparte kräftig, aber die Leser spürten es. Beim Blick auf nationale Themen fehlte jetzt oft die regionale Optik.

In der dritten Phase der Sparübungen integrierten die Verlage heterogene Zeitungstypen. So verschmolz der *Tages-Anzeiger* weitgehend mit der *Sonntagszeitung* und neuerdings die *Aargauer Zeitung* mit der *Schweiz am Sonntag*. Man sparte kräftig, für den Leader-Titel war das problemlos, aber der Juniorpartner büsste Identität ein. Die *Sonntagszeitung* etwa war zuvor ein eigenständiges Charakterblatt, nun wurde sie eine Art Fortsetzungsroman der Tageszeitung.

In der vierten Phase der Sparübungen ist man nun, wie bei *Süddeutsche* und *Tages-Anzeiger*, bei den globalisierten Geschäftsprozessen angelangt. Man spart wieder kräftig, aber nun werden die kulturellen Diskrepanzen noch augenfälliger. Den bescheidenen Schweizer Lesern wird künftig deutsche Hochnäsigkeit importiert. Das ist nicht allzu identitätsstiftend.

Die Medienbranche hat die vier gleichen Zyklen wie andere Industrien durchlaufen: erst Kostenreduktion im Stammhaus, dann Kooperation, Integration und Outsourcing.

Für die Identität einer Marke aber kann das Folgen haben. Ist Swiss wie Swissair? Ist Denner wie Migros? Und was wird aus dem *Tages-Anzeiger*?

Jo-Jo regiert

Von Beatrice Schlag — Festtage und das Elend mit der Waage.

Ja, Sie werden zunehmen, wenn Sie kein Disziplinmonster sind. Weil nichts besser schmeckt als ein Essen mit Freunden oder Familie, wenn das Festtagsessen vom Teureren ist und man die Leute



am Tisch mag. Spätestens am 3. Januar werden Sie in die Speckrollen oder -röllchen über dem Hosenbund kneifen und beschliessen: «So geht es nicht weiter.» Sollten Sie es nicht selber sagen, schreien es zumindest den Frauen sämtliche Modemagazine entgegen. Denn gleich nach Neujahr beginnt der lange Weg zur Bikinifigur. Bei Männern heisst es nicht Badehosenfigur, aber das Speckproblem ist seit einigen Jahren nicht mehr nur weiblich. Die Anzahl der Männer, die in Restaurants beim Menüstudium sagen, sie sollten eigentlich nicht, nimmt rasant zu. Ich dachte lange, das sei ein exklusiver Frauensatz, der ihre Befangenheit mit ein paar Kilos Übergewicht kundtun sollte. Aber inzwischen ist der Satz genauso oft von Männern zu hören. Die Geschlechtergleichheit beim Thema Übergewichtskomplex ist vollzogen. Was für eine deprimierende Errungenschaft.

Zurück zu den Festtagen. Ihre Waage zeigt im neuen Jahr zwei, drei, vier Kilos mehr an. Was machen Sie nun? Jede Zeitschrift hat Rezepte: weniger Proteine, weniger Zucker, reicheres Frühstück, mehr Schlaf. Vergessen Sie es. Die deprimierende wissenschaftliche Wahrheit ist, dass es für dauerhafte Gewichtsabnahme nur Rezepte gibt, die man selber herausfinden muss. Jeder hat Freunde, die sagenhaft abnehmen und nach zwei Jahren so rund waren wie zuvor, wenn ihnen der Magen nicht chirurgisch zugeschnürt wurde. Der Jo-Jo-Effekt ist ein mächtiger Gegner. Gewisse Diäten funktionieren für manche Leute, während andere bei derselben Diät zunehmen, obwohl sie gleich alt und gleich übergewichtig sind und derselben gesellschaftlich-finanziellen Schicht angehören. Das Problem mit Übergewicht, sagen Wissenschaftler, sei dasselbe wie bei Krebs: Es gebe nicht einen, sondern unzählige, und genauso unzählige Therapien. Das ist nicht schön zu hören. Aber ehrlich: Sie wissen eigentlich genau, was sich in Ihrem Körper unmittelbar in Röllchen umsetzt und was erstaunlicherweise nicht. Und wie heftig die Röllchen Sie plagen. Oder wie sehr Sie Ihre Aufmerksamkeit, wenn Sie ein souveräner Genussmensch sind, lieber anderen Dingen zuwenden.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man bei der Familien-Weihnachtsfeier den neu hinzugekommenen, islamgläubigen Schwiegersohn zum Mitsingen christlicher Weihnachtslieder auffordern?

Cécile Oderbolz, Venthône VS

Manche religiöse Feste sind nach innen gerichtet und betonen das Bekenntnis. Zu diesen gehören Karfreitag und Ostern. Andere überschreiten Grenzen und beziehen Andersgläubige ein. So das islamische Opferfest, das jüdische Laubhüttenfest und das Geburtsfest Christi, also die Weihnacht. Viele Weihnachtslieder setzen den Akzent bei den Heiden, denen Gott sich in seiner Offenbarung zuwendet – «Nun komm, der Heiden Heiland». Deshalb dürfen Sie Ihren Schwiegersohn ohne weiteres zum Gesang von Weihnachtsliedern – vielleicht eher einladen als auffordern.

Peter Ruch, ev. Pfarrer, Kißnacht am Rigi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Was haben wir doch für einen Haufen kurzsichtiger Schlitzohren in Bundesbern.» *Ernst Zürcher*

Schweizer Fähnlein

Nr. 49 – «Rückkehr der Nationen»; *Weltwoche*-Autoren über neue Freiheitsbewegungen

Auch wenn die neuen Populisten in der Tat eine ideologische Gegenthese zur postmodernen Globalisierung darstellen: Der Titel erweckt einen zu einfachen Eindruck. Denn beim Freiheitsbegriff ist immer von entscheidender Bedeutung, wem er innerhalb einer Gesellschaft nützt. Bei manchen der hier abgebildeten Akteure bestehen erhebliche Zweifel daran, ob sie sich wirklich am Gemeinwohl orientieren. Deshalb muss man in jedem Fall differenzieren. Und ein Urteil sollte man sich nicht vorschnell bilden, zumal auch bei Donald Trump schon allein durch die Ernennung etlicher früherer Wall-Street-Banker zu Ministern und Beratern eher wenig für eine Besserstellung der vom Turbokapitalismus gebeutelten einfachen Bevölkerung spricht! *Rasmus Ph. Helt, Hamburg (D)*

Ein hervorragendes Cover! Aber warum, Herr Köppel, verstecken Sie sich so bescheiden mit dem kleinen Schweizer Fähnlein hinter all den «Freiheitshelden»? Oder hat man etwa Ueli Maurer den Schemel nicht hingestellt?

Friedrich Fürst, Wetzikon

Gutmensch auf der Kanzel

Nr. 49 – «Elitendämmerung»; Christoph Blocher über den Verlust des Vertrauens in das Establishment

Wie recht Christoph Blocher in Bezug auf die «wahre» beziehungsweise «falsche Elite» hat, bekam ich kürzlich hautnah zu spüren. Als Katholik besuchte ich mit meiner Frau den Sonntagsgottesdienst in einer grösseren Stadtkirche. Der Ortspfarrer hielt die Predigt. Um es vorwegzunehmen: Eine solche Hasspredigt (Hass und Prediger im wahrsten Sinne vereint) habe ich als älterer Bürger noch nie gehört, nicht einmal ausserhalb der Kirche. Über Trump, Le Pen, Norbert Hofer lästerte der Gutmensch oder der Hirt vor seinen Schäfchen von der Kanzel herab. Bezüglich einer allfälligen Niederlage Matteo Renzis verbreitete der Pfarrer Angstmacherei. In seiner hetzerischen Rhetorik lieferte der Pfarrer – zum Dessert – Textausschnitte des *Tages-Anzeigers* vom 29. November 2016 nach, indem er viele Zeilen einer Holocaust-Überlebenden (Oma Gertrude) vorlas – im Zusammenhang mit der Wahl in Österreich. Klar war für uns, dass dieser Pfarrer unter die falsche Elite einzuordnen ist. Er unterstützt die Mainstream-Medien und vergisst, dass er sich in ungeheuerlicher Weise abgrenzt



«Gegenthese zur postmodernen Globalisierung».

und dabei genau das Gegenteil von dem predigt, was die Bibel lehrt.

Karl Meier-Zoller, Effretikon

Heisses Eisen

Nr. 49 – «Rechts blinken, links abbiegen»; Hubert Mooser über die FDP

Die SVP-Gegner, die vor drei Jahren die grossen Verlierer auf dem Polit-Parkett waren, wollten überhaupt nie eine Lösung, die positiv wäre für die Schweiz. Nach wochenlangem Geschwafel bekommt das Volk am Schluss diese ungeniessbare Suppe vorgesetzt. Keine einzige Vorgabe des beschlossenen Abstimmungsergebnisses wurde auch nur annähernd erfüllt. Es ist doch klar, dass die jetzige Lösung überhaupt keine Reduktion der Einwanderung ergibt. Die verschaukelte Mehrheit des Volkes ist masslos enttäuscht von unseren Politikern in Bern. Doch die Chancen bleiben intakt, falls die Unterschriften für eine Kündigung der Personenfreizügigkeit zügig beieinander sind und die Abstimmung gewonnen wird. Das Eisen sollte geschmiedet werden, solange es heiss ist! Ein bisschen Mut gehört dazu.

Eugen Büchel, Rorschacherberg

Die vom Parlament ausgeheckte Gesetzesvorlage zu der von Volk und Ständen angenommenen Masseneinwanderungsinitiative ist ein Schritt von historischer Bedeutung. Das Parlament, in Komplizenschaft mit den Mainstream-Medien, sagt dem Stimmvolk ganz klar: «Jetzt sagen wir, wo's langgeht.» Das

Stimmvolk wird nicht mehr ernst genommen. Damit wird die direkte Demokratie, ein weltweit bewundertes Institut, für ein paar Silberlinge in die Pfanne gehauen. Was haben wir doch für einen Haufen kurzsichtiger Schlitzohren in Bundesbern. Das wird die Staatsverdrossenheit der Leute mit Sicherheit verstärken. *Ernst Zürcher, Rüfenacht*

Scherbenhaufen

Nr. 49 – «Abgang eines Realisten»; René Zeller über Armeechef André Blattmann

Etwas zu viel der Lobhudelei für den abtretenden Chef der Armee, der tatkräftig mitgeholfen hat, unsere einst stolze und glaubwürdige Landesverteidigung bis an den Rand der Bedeutungslosigkeit zu demontieren, eine Armee, die mittlerweile weder personell noch materiell in der Lage ist, den verfassungsmässigen Auftrag laut Art. 58 BV erfüllen zu können. Ist ein Armeechef, der den Gehorsam der höheren Staboffiziere für die «Weiterentwicklung der Armee» mit ihrer Unterschrift «absichern» muss, wirklich ein souveräner Chef? Leider werden die Mitverursacher des Scherbenhaufens nach der Pensionierung nicht mehr zur Rechenschaft gezogen.

Peter Bosshard, Dübendorf

Nichts Neues

Nr. 49 – «Staatlicher Lückenfunk»; Alex Baur über die Berichterstattung der ARD

Die manchmal fragwürdige Objektivität der westlichen Medien ist nicht so jungen Datums, wie viele Leute vielleicht annehmen. Ich erinnere mich an ein Szenarium, das mehr als vierzig Jahre zurückliegt. Gegen Ende der sechziger Jahre war das Problem der Überfremdung (nicht zum ersten Mal!) ein Thema in der Schweizer Politik. Unter Führung von Nationalrat James Schwarzenbach meldete sich eine Bewegung zu Wort, die das Ausmass der Zuwanderung von Gastarbeitern, vornehmlich aus Südeuropa, zur Diskussion gestellt haben wollte. Nebst anderen waren es auch deutsche Medien, denen diese Entwicklung nicht verborgen geblieben war. Das Erste Deutsche Fernsehen (ARD) nahm in einer «Weltspiegel»-Sendung Bezug auf die Schweizer Vorkommnisse und liess sogar Nationalrat Schwarzenbach zu Wort kommen – allerdings nur, soweit es offenbar ideologisch ins Konzept passte. Jedenfalls wurde sein Statement plötzlich, inmitten eines Satzes, abrupt ausgeblendet, um nicht zu sagen: abgesägt. Stattdessen blendete man noch fast drei Minuten lang das Bild der Studiourh ein. Ich frage mich heute noch, was Schwarzenbach wohl noch zu sagen gehabt hätte, das wir nicht hören sollten! Ich hatte damals gerade die RS absolviert und kann sagen, dass mich diese Beobachtung politisch-ideologisch geprägt hat, wenn auch nicht

in die Richtung, die vielleicht beabsichtigt war. *Arno Müller, Kappel*

Lieber Wasser und Sonne

Nr. 44 – «Im Schatten der Riesenräder»; Alex Reichmuth über ein Windparkprojekt

Kaum jemand will gegen Alternativenergie sein. Aber Windkraftanlagen passen einfach schlecht in die kleinräumige Schweiz. Der Autor zeigt in seinem ausgezeichneten Artikel die Problematik von Windparks gut auf. Die Windräder erzeugen einen Schattenschlag über grosse Distanzen. Ausserdem ist der gesundheitsschädigende Infraschall in kleinräumigen Gebieten massiv höher als in flachen Landschaften. Deutsche Messtechniker und Geologen kommen zum Schluss, dass Windanlagen nur in weitläufig unbewohnten Gebieten oder am besten in Meeresnähe gebaut werden sollten. Wasser und auch Sonne passen besser zur Schweiz.

Hans Ulrich Bigler, Baubiologe SIB, Romoos

Auch dank der Beiträge der *Weltwoche* hat die Atomausstiegsinitiative Schiffbruch erlitten – eigentlich müssten die Grünen dankbar sein, denn so können sie die sinnstiftende, ja religiöse Anti-KKW-Hysterie weiter pflegen. Probleme lösen sie damit keine.

Marek Cernoch, Niederweningen

Humor und Kunst

Nr. 48 – «Hassan»; Kolumne von Andreas Thiel

Welche wilden Assoziationen hat uns Thiel wieder einmal beschert! Ist es nicht wesentlich bei der Kunst, dass man den Gedanken freien Lauf lässt und so wilde Assoziationen entstehen? Einmal Thiel, immer Thiel.

Daniel Ryser, Bolligen

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Einspruch

FDP: Links schwenkt! Marsch!

Von Oswald Rohner

Nebst den Grünliberalen gibt es jetzt auch noch die Rotliberalen. Die Freisinnigen von der FDP Schweiz. 2009 hat sich die Partei den Namen «FDP. Die Liberalen» verordnet. Dieser Name könnte das Verwirrte der Politik dieser einst stolzen, stramm bürgerlichen Partei nicht exakter zum Ausdruck bringen. 1848 haben die Freisinnigen die moderne Schweiz gegründet. Rund 150 Jahre lang waren sie Garant für eine freiheitliche, wenig etatistische, wenig bürokratische, eigenständige und neutrale Schweiz. Das ist Vergangenheit, dank den Freisinnigen. Das politische Elend der Freisinnigen nahm seinen Lauf, als alt Parteipräsident Franz Steinegger die Koalition der Vernunft von FDP, CVP und SP schmiedete, mit der Absicht, die SVP auszugrenzen und zu neutralisieren. Anstatt eine Schwächung der SVP zu erreichen, machte dieser Linksrutsch der FDP die SVP zur wählerstärksten Partei.

Zusammen mit dem Schweiz-verräterischen EU-Beitritts-Beschluss der FDP von 1995 leitete diese Koalition der Vernunft den Niedergang der FDP ein. Kampflös hatte die FDP Schweiz das politische Terrain der grundsoliden bürgerlichen Werte aufgegeben und selbsterstörerisch der SVP überlassen. Zu spät kam die Einsicht. Als es den Pseudo-Führern der FDP dämmerte, gab man sich auf dem Papier 2015 einen Rechtsrutsch. Was aber blieb, ist der Anti-SVP-Reflex, wenn es um die Tagespolitik geht. Jetzt legt man sich bei der Ausführung des Volksauftrages in Art. 121a BV sogar mit der SP Schweiz ins Lotterbett, nur um der SVP eins auszuwischen. Und plustert sich, ohne rot zu werden, auf: «Wir haben den Volksauftrag ausgeführt.» Aber einmal mehr sind die Freisinnigen der SP auf den Leim gekrochen. Auf der Strecke bleibt das Vertrauen in die Politiker als Volksvertreter. Vielleicht ist dies aber gewollt. Denn wenn die von ihren «Vertretern» enttäuschten Wähler nicht mehr zur Urne gehen, dann können FDP, CVP und SP in Bern noch leichter und ohne das Volk als Aufpasser machen, was sie wollen. Und das nennen sie dann unverschämt auch noch Demokratie = Volksherrschaft.

Der Autor ist Rechtsanwalt und ehemaliger Parteisekretär der LVP Schwyz, heute «FDP. Die Liberalen» Schwyz.

Zwischen Pest und Cholera

Wie Justizministerin Simonetta Sommaruga die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative verschleiern will: die vertraulichen Pläne der SP-Bundesrätin.

Von Hubert Mooser



Plan B: Bundesrätin Sommaruga.

Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) reiht sich seit deren Annahme am 9. Februar 2014 ein Desaster an das andere. Zuerst rieben die Bundesräte Didier Burkhalter (FDP) und Simonetta Sommaruga (SP) den Stimmbürgern die Reaktionen der EU fast schon genüsslich unter die Nase. Dann legte der Bundesrat eine erste Umsetzungsbotschaft vor, brachte nach der Vernehmlassung mit erheblicher Verspätung eine komplett neue Vorlage ins Parlament und desavouierte diese sogleich selber, indem die im Dossier federführende Bundesrätin Sommaruga die Vorlage zum Plan B abwertete. Plan A wäre eine Einigung mit der EU bei der MEI-Umsetzung gewesen.

Frommer Wunsch

Da «der Bundesrat selber nicht überzeugt war von seiner Vorlage», so Ständerat Pirmin Bi-

schof im Rückblick, habe «halt das Parlament die Umsetzung an die Hand nehmen müssen». Die Vorlage wurde in der parlamentarischen Nachbearbeitung nicht besser, sondern noch schlechter, katastrophaler. Unter Führung des freisinnigen Pirouettenkönigs aus dem Aargau, Ständerat Philipp Müller, und des politisch

Die Masseneinwanderung aus den EU-Staaten soll amtlich und auf ewige Zeit besiegelt werden.

flexiblen Solothurner FDP-Nationalrats Kurt Fluri fabrizierte das Bundesparlament, in flagranter Verletzung der Verfassung, einen Papiertiger, der eine selbständige und souveräne Steuerung der Zuwanderung zu einem frommen Wunsch verkommen lässt. Mit der vom Parlament beschlossenen Änderung wer-

den, wenn überhaupt, nur die Anstellungschancen der Arbeitslosen verbessert – und zwar die Chancen von Arbeitslosen aus dem gesamten EU/Efta-Raum.

Zuwanderungsartikel neutralisieren

Und jetzt steht das erbärmliche Finale des institutionell, also von Bundesrat und Parlament organisierten MEI-Desasters bevor. Der Skandal soll kosmetisch kaschiert werden, wie sich dies bei Sommaruga schon mehrfach angedeutet hat: Weil die vom Parlament beschlossenen Änderungen des Ausländergesetzes den neuen Zuwanderungsartikel in der Verfassung nicht vollständig umsetzen («gar nicht umsetzen» wäre die treffendere Beschreibung) würden, werde der Bundesrat eine Verfassungsänderung, genau genommen einen Gegenentwurf zur Rasa-Initiative, vorlegen, versprach die Justizministerin.

Das ist ganz im Sinne des Ausserrhoder Ständerates Andrea Caroni (FDP), den wegen der verfassungswidrigen MEI-Umsetzung durch das Parlament das schlechte Gewissen plagt. «Volk und Stände haben uns den Auftrag gegeben, die Zuwanderung mit Höchstzahlen zu steuern und entgegenstehende Verträge neu zu verhandeln», sagt der Ostschweizer. «Nun wissen wir, dass wir diesen Verhandlungsauftrag zurzeit nicht erfüllen können, weil die EU in Zeiten des Brexit nicht mitmacht.» Mit dieser Einsicht solle man zurück zum Auftraggeber und vorschlagen, dass die Schweiz die Zuwanderung nur – aber immerhin – im Rahmen ihrer internationalen Verpflichtungen steuern werde, so Caroni.

SVP-Präsident Albert Rösti hat verständlicherweise etwas weniger Freude an den Plänen Sommarugas. Mit dem Gegenentwurf versuche der Bundesrat, internationales Recht über das Schweizer Recht zu stellen, warnt der Berner. Der Vorwurf ist berechtigt. Der *Weltwoche* liegt der Entwurf eines Aussprachepapiers zu einem Rasa-Gegenvorschlag vor, das die Justizministerin dem Bundesrat unterbreiten will, sobald ein stabiler Entscheid des Parlaments zur MEI-Umsetzung vorliegt. Das wird spätestens am 16. Dezember der Fall sein, nach der Schlussabstimmung des Parlaments über alle Geschäfte der laufenden Session.

Bereits in der darauffolgenden Bundesrats-sitzung soll dann der Entscheid über die Stossrichtung des Gegenvorschlages fallen. Den entsprechenden Grundsatzentscheid hat die Regierung bereits am 26. Oktober 2016 ge-

troffen. Der Bundesrat lehnt die Rasa-Initiative ab, die ein paar Uni-Professoren lanciert haben, um den Zuwanderungsartikel in der Verfassung zu schleifen. Die Landesregierung will dazu jedoch einen Gegenvorschlag ausarbeiten. Dieser soll den MEI-Artikel in der Verfassung zwar nicht gerade ausmerzen, sondern bloss neutralisieren und relativieren – was aber auf das Gleiche hinausläuft. Oder anders gesagt: Wenn die Rasa-Initiative (sofern sie nicht zurückgezogen wird) und der Gegenterwurf zur Abstimmung kommen werden, haben die Stimmbürger eigentlich nur die Wahl zwischen Pest und Cholera. Das zeigen auch Sommarugas Pläne zur Ausgestaltung eines solchen Gegenterwurfes zu Rasa.

Hohe Verbindlichkeit der EU-Verträge

Wie aus besagtem Aussprachepapier «Entscheid über den Inhalt des Gegenterwurfs» hervorgeht, hat die Justizministerin dafür drei gangbare Pisten ausgelotet – ausgehend von der Variante 1 «Vorbehalt Völkerrecht» und der Variante 3 «Bilaterale Beziehungen», die sie dem Bundesrat bereits am 26. Oktober als mögliche Stossrichtungen aufgezeigt hatte. Die SP-Bundesrätin favorisiert selber, laut Aussprachepapier, eine sogenannte EU-Vorbehaltsregel, der die Variante 1 des Oktober-Papiers zugrunde liegt. Sie will auf die nächste Bundesratssitzung hin einen entsprechenden Antrag einreichen. Konkret soll dem Zuwanderungsartikel 121a soll ein neuer Abschnitt mit folgendem Wortlaut hinzugefügt werden: «Die Steuerung der Zuwanderung von Personen im Geltungsbereich der bilateralen Verträge mit der EU und der Efta erfolgt im Rahmen dieser Verträge.» Der Absatz über die selbständige Steuerung der Zuwanderung mittels Höchstzahlen und Kontingenten wird beibehalten. Damit, so die Überlegungen Sommarugas, sei eine autonome Steuerung gegenüber Drittstaaten gewährleistet. Mit der gewählten Modifizierung will Sommaruga jedoch darlegen, dass es einen Vorbehalt mit Blick auf die EU/Efta-Staaten gibt und dass die Schweiz «eine hohe Verbindlichkeit der Verträge» anerkennt. Absatz 5 des Zuwanderungsartikels, wo es um den Erlass von Ausführungsregeln geht, und die Übergangsbestimmungen (Umsetzungspflicht nach drei Jahren) werden dagegen aufgehoben.

Die beiden anderen im Aussprachepapier vorgeschlagenen Varianten zielen in die gleiche Richtung und fassen auf Variante 3 «Bilaterale Beziehungen» aus Sommarugas früheren Vorschlägen. Es geht darum, das bisher in der Verfassung nicht erwähnte Verhältnis der Schweiz zur EU zu umschreiben – und zwar in Artikel 54 der Bundesverfassung unter dem

Kapitel «Auswärtige Angelegenheiten». Bei dem neu als Variante A2 umschriebenen Ansatz soll der gleiche Wortlaut wie in der von Sommaruga favorisierten Variante A1, hier aber unter Artikel 54 der Verfassung, eingefügt werden. Der Zuwanderungsartikel bleibt unverändert, man würde nur die Übergangsbestimmungen in der Verfassung streichen. Sommarugas Juristen geben bei dieser Lösung aber zu bedenken, dass hier der Zusammenhang mit dem eigentlichen Zuwanderungsartikel nicht direkt gegeben sei.

Als dritte Möglichkeit (Variante B) schlägt die Justizministerin einen «allgemeinen Vorbehalt zu den bilateralen Verträgen» vor. Dabei würde man ebenfalls unter Artikel 54 folgenden neuen Absatz einfügen: «Der Bund berücksichtigt im Rahmen seiner Zuständigkeiten die bilateralen Verträge mit der EU und der Efta.» Auch bei dieser Lösung haben die Juristen Bedenken. Sie würde neben dem Freizügigkeitsabkommen (FZA) auch andere Verträge einschliessen, die Bilateralen I und II, Schengen/Dublin sowie das Freihandelsabkommen Schweiz/EG von 1972.

Verhandlungen mit Europa nicht stören

Geprüft und verworfen haben Sommarugas Juristen dagegen einen Rasa-Gegenterwurf, der mit einer Aufhebung der in den Übergangsregelungen festgelegten dreijährigen Umsetzungsfristen Bundesrat und Parlament mehr Spielraum verschaffen soll bei der Umsetzung der Initiative und den Verhandlungen mit der EU. Damit werde der grundsätzliche Widerspruch zwischen der Bundesverfassung und dem FZA nicht ausgeräumt, heisst es im Aussprachepapier. Und weiter: «Gegenüber der EU wäre die Schweiz ferner in einer dauerhaften *demandeur*-Position, was sich auch negativ auf die laufenden Verhandlungen über ein institutionelles Rahmenabkommen und in anderen Bereichen auswirken würde.»

Negative Auswirkung bei den laufenden Verhandlungen zu einem institutionellen Abkommen? Hat es nicht während der MEI-Beratung im Parlament geheissen, mit einer FZA-konformen Umsetzung der MEI könne man auch dem Drängen der EU zu einem institutionellen Abkommen entgegenwirken? Aber das tut auch nichts mehr zur Sache.

Nach Jahren des Hauens und Stechens um eine Begrenzung der hohen Zuwanderung aus der EU sollen jetzt die völkerrechtlichen Verpflichtungen der Schweiz in der Bundesverfassung verankert und soll so die Masseneinwanderung aus den EU-Staaten amtlich und auf ewige Zeit besiegelt werden – bei der Umsetzung der MEI bahnt sich ein weiteres Desaster an.



Bei der Umsetzung der MEI bahnt sich ein weiteres Desaster an.

Politik

Verdeckte Agenda

Wie die Selbstbestimmungs-Initiative ausgehebelt werden soll.

Beim Gegenterwurf zur Rasa-Initiative (siehe Geschichte nebenan) soll es Schlag auf Schlag gehen: Am kommenden Mittwoch entscheidet der Bundesrat über die Stossrichtung. Nach einer vierwöchigen Blitzvernehmlassung soll die Vorlage bereits im Frühjahr 2017 ins Parlament kommen. Nebst der auffälligen Fristsetzung – die Botschaft muss vom Bundesrat bis spätestens 27. April 2017 zuhanden des Parlamentes verabschiedet werden – lässt sich Sommaruga bei ihren Entscheiden auch von einer versteckten Agenda leiten.

Sie will den Rasa-Gegenvorschlag, mit dem der Verfassungsbruch bei der Umsetzung der Masseinwanderungsinitiative (MEI) zurechtgebogen werden soll, auch als verdecktes Plebiszit gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP («Schweizer Recht statt fremde Richter») nutzen, sagen bundesratsnahe Kreise. Die Initiative verlangt, dass die Bundesverfassung über dem Völkerrecht stehe und diesem vorgehe – sie beabsichtigt also genau das Gegenteil von dem, was Sommaruga mit ihrem Rasa-Gegenvorschlag plant. Die Bundesrätin will die Verfassung so anpassen, dass innenpolitische Entscheide auf die Bilateralen Rücksicht nehmen müssen. Faktisch wird damit ein Völkerrechtsvorrang in das Schweizer Grundgesetz gepflanzt.

Darüber sollen die Stimmbürger jetzt so schnell wie möglich befinden, noch vor der Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative. Mit den bilateralen Verträgen als Argument – die Abkommen mit der EU sind von den MEI-Gegnern längst in den Rang eines Dogmas erhoben worden – rechnet sich die Justizministerin beim bevorstehenden Urnengang zum Rasa-Gegenterwurf gute Chancen aus.

Die Selbstbestimmungsinitiative kommt laut Fahrplan des Bundesrats bei zügiger Behandlung frühestens im März 2018 an die Urne, bei normaler Gangart im September 2018. Bis dahin, so hofft Sommaruga insgeheim, ist die Initiative überflüssig geworden, weil sich die Stimmbürger im Rahmen der Rasa-Abstimmung bereits für den Vorrang völkerrechtlicher Verträge gegenüber Schweizer Recht ausgesprochen haben könnten. So viel zur Theorie. In der Praxis kommt es manchmal anders. *Hubert Mooser*

Der letzte Schutzwall

Das Bankkundengeheimnis für Ausländer ist unter internationalem Druck zusammengebrochen. Die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» will den gläsernen Bürger wenigstens im Inland verhindern. *Von Christoph Mörgeli und Daniel Stolle (Illustration)*

Wer mag sich noch an den «Fichenskandal» erinnern? Weil eine parlamentarische Untersuchungskommission unter Moritz Leuenberger bei Elisabeth Kopp keine handfeste Affäre fand, lenkte sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf 900 000 Staatsschutz-Fichen, welche die Behörden zusammengetragen hatten. Die Linke schrie damals Zeter und Mordio über den angeblichen Schnüffelstaat, der mit seinen öffentlich besoldeten Spitzeln die Privatsphäre zahlreicher Bürgerinnen und Bürger mit Füßen getreten habe.

Und heute? Im Nationalrat rennen Sozialdemokraten, Grüne und linke Mitte mit ihren massivsten verbalen Rammböcken gegen den Schutz der Privatsphäre an. Sobald die Privatsphäre nämlich das Geld betrifft, kennen die Linken kein Pardon. Sobald es darum geht, den privaten Geldverkehr staatlich zu überwachen, können für sie die Menschen nicht gläsern genug sein. Eindrücklich belegt dies die aktuelle Parlamentsdiskussion über die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre».

Sobald die Privatsphäre das Geld betrifft, kennen die Linken kein Pardon.

Der Unternehmer und SVP-Nationalrat Thomas Matter hat – alarmiert durch die drohende Ausweitung des automatischen Informationsaustauschs auch auf das Inland – einen eindrücklichen bürgerlichen Schulterschluss erreicht: Die FDP Schweiz unterstützt das Anliegen durch Beschluss ihrer Delegiertenversammlung; mit an Bord sind der Schweizerische Gewerbeverband, der Zürcher Hauseigentümergebund, die Lega sowie die Jungfreisinnigen und die Junge SVP. Die frühere FDP-Fraktionschefin Gabi Huber und der heutige CVP-Präsident Gerhard Pfister amten als Co-Präsidenten. Christian Lüscher, Vizepräsident der FDP Schweiz, ist ebenso Mitglied des Initiativkomitees wie Fulvio Pelli, Hans-Ulrich Bigler oder Gerold Bühler. Hinzu kommen die nationale FDP-Chefin Petra Gössi, der Zürcher FDP-Stadtrat Filippo Leutenegger und das CVP-Schwergewicht Ruth Humbel.

Kein Freipass für Hinterzieher

Zwar genießt der Schutz der Privatsphäre schon heute Verfassungsrang. Aufgrund der



Schnüffeln in privaten Finanzangelegenheiten.

zunehmenden Angriffe auf die Privatsphäre in finanzieller Hinsicht schien es den Initianten aber angezeigt, den entsprechenden Grundsatz für Steuerpflichtige mit Wohnsitz oder Sitz in der Schweiz ausdrücklich in der Verfassung festzuschreiben. Erstmals soll so das Berufsgeheimnis von Seelsorgern, Ärzten, Apothekern, Hebammen, Anwälten, Notaren, Revisoren, Treuhändern und Steuerberatern verfassungsrechtlichen Schutz erhalten. Damit würde der private Charakter der Beziehung zwischen dem Einzelnen und dem jeweiligen Geheimnisträger entschieden gestärkt. Gleichzeitig verankert die Initiative das Bankgeheimnis für in der Schweiz ansässige Personen in der Verfassung.

Die Linken verunglimpfen das Anliegen konsequent als «Steuerhinterziehungsinitiative». Sie wollen nicht sehen, dass der bürgerliche Vorstoss jenes Thema auf die politische

Agenda bringt, das ihnen selber einmal Herzessache war: die autonome, mündige Stellung der einzelnen Bürgerin und des einzelnen Bürgers sowie das Recht auf Privatsphäre innerhalb der Gemeinschaft. Wer die Informationen auf Kreditkartenabrechnungen und Bankkonten nicht konsequent schützt, nimmt etwa die Veröffentlichung von Arzt-, Apotheken- oder Anwaltskosten in Kauf – alles Informationen, die durch soziale Medien in Windeseile verbreitet würden und damit den Menschen Integrität und Lebensqualität nähmen.

Der Vorwurf, die Volksinitiative wolle das Geschäftsmodell der Banken mit unversteuertem Geld in die Zukunft retten, ist vollkommen verfehlt. Denn bei begründetem Verdacht auf ein Vergehen oder Verbrechen muss weiterhin Auskunft an die Behörden erteilt werden. Unsere Behörden dürfen aber nicht alle

Bürger unter Generalverdacht stellen, sondern nur bei begründetem Verdacht einschreiten. Unser Staat soll seinen Bürgern weiterhin grundsätzlich Vertrauen entgegenbringen, statt ihnen zu misstrauen.

Neuere Entwicklungen im Ausland zeigen dramatisch, wie rasch die Staaten bereit sind, zuerst in die finanzielle Privatsphäre einzudringen, um danach die Bürger zu enteignen. Sollten die Schweizerinnen und Schweizer dieser Entwicklung einen Riegel schieben, wäre dies ein Schutzwall gegenüber dem immer gierigeren Übergriff des Staates bei Informationen, die ihn nichts angehen. Und es wäre zweifellos ein starkes Zeichen gegenüber dem Ausland, dass unser Land die finanzielle Integrität seiner Bewohner schützt – ganz im Sinne der vielgenannten «internationalen Reputation», die sich nicht an der Anerkennung ausländischer Politiker, sondern am Respekt und Vertrauen der ausländischen Bevölkerung misst. So gesehen würde ein verfassungsmässig garantiertes Bankkundengeheimnis die Wettbewerbsfähigkeit und die Stabilität unseres Arbeitsplatzes stärken.

Akzeptabler Gegenentwurf

Die vorberatende Kommission unterbreitet dem Nationalrat einen direkten Gegenentwurf, der das Anliegen der Initianten im Wesentlichen aufnimmt und darum von ihnen mitgetragen werden kann. Deutlich wie noch nie zeigt sich gegenwärtig, dass das Bankgeheimnis nicht für die Banken, sondern für die Bankkunden geschaffen wurde, genau wie das Arztgeheimnis nicht den Ärzten dient, sondern den Patienten. Die Bankiervereinigung hat sich nämlich gegen die Privatsphäreninitiative ausgesprochen. Dabei musste sie im März 2015 einräumen, dass laut ihrer eigenen Meinungsforschung 85 Prozent der Befragten die finanzielle Privatsphäre schützen wollen. Schonungsloser hat noch

Die Wettbewerbsfähigkeit und die Stabilität unseres Arbeitsplatzes würden gestärkt.

kaum je ein Berufsstand offenbart, was ihm die Interessen seiner Kunden wert sind: nämlich nichts.

Vor Volk und Ständen gewinnen dürfte bei der Privatsphäreninitiative jene Seite, die glaubwürdiger darlegt, dass die jeweiligen Abstimmungsgegner etwas am Status quo verändern wollen. Gelingt es den Linken, die Bevölkerung glauben zu machen, künftig würden Steuerbetrüger geschützt, haben sie leichtes Spiel. Wenn aber die Befürworter aufzeigen können, dass unsere Behörden immer gieriger in unseren privaten Finanzangelegenheiten herumschnüffeln wollen, gehen sie siegreich aus dem Urnengang hervor. ○

Schweiz

Fremde in der Mietwohnung

Das Bankkundengeheimnis wird von Regierungen oft als Behinderung empfunden. Es ist eben für die Bürger gedacht.

Von Beat Gygi



Verteidigung der Privatsphäre: Autor Lusser.

Ende August 2015 hat der Bundesrat, noch in alter Zusammensetzung, die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» von Thomas Matter zur Ablehnung empfohlen. Er schrieb damals: «Die Initiative greift tief in die Steuer- und Strafverfahren ein und hätte zur Folge, dass die korrekte Erhebung der Steuern von Bund, Kantonen und Gemeinden gefährdet wäre. Die Initiative könnte sich zudem negativ auf die Bekämpfung der Geldwäscherei und der Terrorismusfinanzierung auswirken.» Damit machte der Bundesrat klar: Wichtig sind ihm die Beziehung Staat als Steuerbehörde – Bürger als Steuerpflichtiger sowie die Beziehung Staat als Strafverfolgungsinstanz – Gesetzesbrecher, die zu bestrafen sind.

Das Bankkundengeheimnis soll aus dieser Sicht also den Staat nicht behindern oder, noch besser, durch Wegfall unterstützen, wie dies der automatische internationale Informationsaustausch ja vorsieht. Der Umgang mit der finanziellen Privatsphäre steht sozusagen im Dienst des Staatsapparats und von dessen Zugriff auf die Bürger. Dabei wird ausgeblendet, dass Verfassungsbestimmungen in freiheitlichen Gesellschaftsordnungen eigentlich den gegenteiligen Zweck haben: Die Verfassung soll im Prinzip die Bürger vor willkürlichem Zugriff des Staates schützen. Das ist die Ethik des Bankkundengeheimnisses. Es schützt etwa da-

vor, dass Informationen über ein Bankkonto in einem Land mit Korruption an Organisationen gelangen, die Leute entführen und Lösegeldforderungen nach der Zahlungskraft des Kontoinhabers bemessen.

Mit dem automatischen Informationsaustausch lässt dieser Schutz nach. Gross ist die Kluft zwischen der Sicht der Regierung, die die Privatsphäre auf Besteuerung und Strafverfolgung abstimmen will, und der Auffassung, dass der Schutz der persönlichen Privatsphäre einen hohen Wert darstellt. Anschaulich wird das etwa in der Publikation «Einspruch! Warum unser Geld Privatsphäre verdient» von Andreas Lusser dargelegt, in der er zeigt, wie sehr der Rechtsstaat seine Natur verändert, wenn er erleichterten Zugriff auf Daten der Bürger erhält. Gemäss traditionellen Verfahrensrechten kann der Staat zwar heute auch in die Privatsphäre von Verdächtigen eindringen, Dokumente und E-Mails durchsuchen, aber immer fallweise, bei begründetem Verdacht und mit Bewilligung.

Plastisch zeigt Lusser, der als Mitgründer und Leiter einer Wertschriftenanalyse-Firma Einblick in die Praxis hat, mit der Wendung «Plädoyer für Gleichbehandlung von Konto und Matratze», wie einschneidend die Verletzung der finanziellen Privatsphäre ist. Würde man das Bankkundengeheimnis beim Geld auf der Bank aufheben oder aufweichen, dürften Bankmitarbeiter Dritten oder Behörden Einblick in die Konten ihrer Kunden verschaffen, ohne eine Strafe gewärtigen zu müssen – wenn die Daten nicht ohnehin automatisch an bestimmte Empfänger gesendet werden. Übertragen auf das Geld zu Hause unter der Matratze, wäre das laut Lusser das Gleiche, wie wenn der Hauswart in einem Mietshaus für aussenstehende Leute, also Unberechtigte, die Wohnungen seiner Mieter aufschliessen würde und diese in die Räume eindringen liesse, alles straflos. Lusser warnt davor, dass staatliche Stellen immer mehr auf private Daten der Bürger zuzugreifen versuchen. Und nach seinen Worten ist es die finanzielle Privatsphäre, die zuerst weichen muss, da es ja nicht gerade dem Zeitgeist entspreche, sich für die Verteidigung der Privatsphäre in Finanzfragen einzusetzen.

Publikation: Andreas Lusser: Einspruch! Warum unser Geld Privatsphäre verdient. Finanzbuch-Verlag, 2014

Cleveres Doppelspiel

Europas Linke quält sich im Krisenmodus voran. Anders in der Schweiz: Hierzulande rattert die oppositionelle Machtmaschine SP wie geschmiert.

Von René Zeller

«Reclaim Democracy»: – unter diesem Motto wird im kommenden Februar in Basel das linke Milieu Wunden lecken. Das progressive Schweizer «Denknetz» stellt an einem zusammen mit dem Soziologischen Institut der Universität Basel organisierten Kongress die Frage zur Debatte: Wie können die Vereinnahmung der Demokratie durch rechtspopulistische Parteien und die Krise der Linken gestoppt werden?

Das Lamento ist unüberhörbar. Der italienische Souverän hat Matteo Renzis Rücktritt erzwungen. François Hollande hat angesichts niederschmetternder Popularitätswerte das Feld geräumt. Reihum warnen sozialdemokratische Parteizentralen vor einem Schneeballeffekt. Die furios voranschreitende Kehrtwende drohe das Projekt Europa zu zersetzen.

«Roadmap Europa»

Auch die Schweizer SP ist besorgt. Als einzige Schweizer Partei steht sie hierzulande für einen Vollbeitritt zur EU ein. Angesichts des klassenkämpferischen Halalis, das die SP an ihrem jüngsten Parteitag anstimmte, ging ihre europapolitische Standortbestimmung weitgehend unter. Die in Thun gutgeheissene zwölfseitige «Roadmap Europa» liest sich wie ein Solidaritätsschreiben an die gebeutelten Genossen in den umliegenden Staaten. «Die SP Schweiz verteidigt das europäische Projekt, übt aber vehement Kritik an gewissen Punkten bzw. an gewissen institutionellen Unzulänglichkeiten.» Das sei kein Widerspruch, heisst es im Papier. Die Schweiz kämpfe nicht nur für eine andere Schweiz. «Wir kämpfen genauso für ein anderes Europa, gerade weil wir überzeugte Europäerinnen und Europäer sind.»

Vereint gegen jene ungeliebten Kräfte, die europaweit demokratischen Rückenwind verspüren: In diesem Kampf will die SP nicht abseitsstehen. Angepeilt wird die Vollmitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei Europas (SPE) auf 2018, zwecks «stärkerer Solidarität und Zusammenarbeit zwischen allen linken Kräften Europas».

So fulminant die Schweizer Linke für ein anderes Europa plädiert: Zünden wollen die Strategen der SP den Euro-Turbo nicht. Lapidar schob die Partei nach der Verabschiedung ihrer «Roadmap Europa» nach, ein EU-Beitritt finde «im jetzigen Moment auf der politischen Agenda keinen Platz». Stattdessen wollen sich



Schulterschluss mit der FDP: SP-Präsident Levrat.

Levrat und Co. darauf konzentrieren, die Schweiz aus der vermeintlichen Krise zu führen.

Am Ursprung des «rechtspopulistischen Übels» standen aus linker Perspektive die eidgenössischen Wahlen 2015. Der damalige Rechtsrutsch und, damit einhergehend, die Wahl eines zweiten SVP-Bundesrats nährten apokalyptische Befürchtungen. Die SP werde künftig «komplett übergangen und ausgeschlossen», lamentierte der abtretende Jusopresident Fabian Molina. Deshalb bleibe der SP gar nichts anderes übrig, als in die Opposition zu gehen.

Für oppositionellen Furor sorgen die Genossen allerdings nicht erst seit dem Wahltag im Oktober 2015. Schon zuvor beherrschten die linken Seilschaften die politische Agenda. Die Liste wirtschaftsfeindlicher und regulatorischer Volksinitiativen ist lang. Das Netzwerk von gewerkschaftlichen Funktionären, politischen Mandatsträgern und glühenden Aktivisten funktioniert. Die tonangebende Elite zur Linken ist in Kampagnenbüros, bei der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA), im Schoss der Gewerkschaften und in Nicht-

regierungsorganisationen sozialisiert worden. Falls nötig, findet sich diese professionelle Avantgarde subito zu Aktionsgruppen und Bündnissen zusammen. Der homogenen links-oppositionellen Maschinerie hat die zersplitterte bürgerliche Seite wenig entgegenzusetzen.

Während die linken Seilschaften unbeirrt oppositionell trommeln, geschieht im Bundeshaus Erstaunliches. Wer geglaubt hat, die SP werde im Parlament marginalisiert, muss umdenken. Das Gegenteil ist der Fall. Exemplarisch hierfür ist die Zuwanderungsdebatte. Die Machtmechaniker der SP haben auf leisen Sohlen einen Schulterchluss mit FDP und Wirtschaftsverbänden erwirkt, der gegen alle Anwürfe von SVP und CVP immun gewesen ist. Genannt werden könnte auch das Seilziehen um die Rentenreform 2020. Hier peilen die Genossen mit der CVP eine Mitte-links-Lösung an. In der komplexen Energiedebatte steht die SP ebenfalls auf der Kommandobrücke.

Ungebrochener Einfluss

Ja, Europas Linke dreht im Krisenmodus. Nein, die Schweizer Linke ist nicht zur Opposition verdammt. Bei Lichte betrachtet, spielt die SP nichts anderes als ein cleveres

Doppelspiel. Sie bestimmt mit ihrem ausserparlamentarischen Klassenkampf-Aktivismus die Agenda massgeblich mit, gleichzeitig ist ihr machtpolitischer Einfluss unverändert gross. Zupass kommt ihr, dass die bürgerlichen Parteien mit wenigen Ausnahmen un-

Es scheint so, als spiele die SP auch im Bundesrat die erste Geige.

fähig sind, gemeinsame Nenner zu definieren. Stattdessen hat der Zwist um die Masseneinwanderungsinitiative dem Selbstzerfleischungsprozess Vorschub geleistet.

Und noch ein Aspekt spielt der Linken in die Hände. Der Bundesrat, der in der Ära Widmer-Schlumpf oft als Mitte-links-Gremium apostrophiert wurde, hat sich seit der Wahl des SVP-Bundesrats Guy Parmelin nicht merklich neu positioniert. Die beiden SP-Magistraten – Simonetta Sommaruga, Alain Berset – sind im Siebnergremium jedenfalls nicht chancenlos. Es scheint eher so, als spiele die Oppositionspartei SP auch im Bundesrat die erste Geige. O



Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Costa Nostra

Spendenwirksam lancieren Hilfswerke in der Adventszeit
Berichte über Rettungen von Flüchtlingen. Hinter den vermeintlich guten Taten versteckt sich ein tödliches Geschäft. Von Alex Baur

Am 10. Oktober 2016 besteigt die niederländische RTL-Journalistin Eveline Rethmeier in Malta die «Golfo Azzurro». Die vierzig Meter lange Jacht unter panamaischer Flagge wird von einem niederländischen Hilfswerk betrieben. Die Crew hat sich auf die Rettung von Flüchtlingen spezialisiert, welche auf dem Weg von Libyen nach Italien in Seenot geraten. Die Reporterin wird nun während fünf Tagen Teil des Teams. Über einen Blog berichtet sie live über eine Rettungsaktion der «Golfo Azzurro» im Mittelmeer.

Nach zwei Tagen, am 12. Oktober, wird es ernst. Matteo, der Kapitän der «Golfo Azzurro», hat eine Meldung der italienischen Marine erhalten, laut der sich in der Nähe ein Flüchtlingsboot in Seenot befindet. Auch andere Schiffe von Hilfswerken – NGOs im Fachjargon – beteiligen sich an der Rettungsaktion.

Die Nacht auf den 13. Oktober muss dramatisch gewesen sein, wenn man Rethmeiers Schilderungen vom nächsten Morgen glauben will. Und glauben muss man ihr – denn ausgerechnet vom Höhepunkt ihrer Reportage gibt es keine Bilder, keine Direktaufzeichnungen. Das Einzige, was wir dazu in dem Blog sehen, ist das Foto von einem Mann, der ein dunkelhäutiges Kind von einem Schlauchboot rettet.

Wann und wo das Bild geschossen wurde, wissen wir nicht. Es wurde der Reporterin von der Organisation Moas (Migrant Offshore Aid Station) zur Verfügung gestellt, die mit ihrem Rettungsschiff «Phoenix» am schnellsten vor Ort war. Wie die Zeitung *Malta Today* am nächsten Tag berichtet, hat die «Phoenix» 113 Schiffbrüchige vor der libyschen Küste gerettet. Illustriert wird die Story durch dasselbe Bild, das wir vom RTL-Blog her kennen. Im Zentrum des Berichtes steht ein dreijähriger Junge aus Nigeria, der angeblich vermisst wird und über den auch die RTL-Reporterin berichtet.

Taco Dankers von der niederländischen Internet-Plattform Gefira.org hat nicht nur den Liveblog seiner Kollegin von RTL mitverfolgt. Über die Website *Marinetraffic.com*, auf der die Schiffsbewegungen weltweit via GPS aufgezeichnet werden, hat er auch die Reise der «Golfo Azzurro» rekonstruiert. Und er machte dabei einige seltsame Beobachtungen.

— Die «Golfo Azzurro» steuerte zusammen mit drei weiteren NGO-Schiffen («Phoenix», «Astral», «Juventa») in einem Konvoi direkt

auf den libyschen Erdölhafen Mellitah zu; gegen 19 Uhr trafen die Schiffe in der Zwölfmeilenzone ein, die gemäss internationalem Recht als libysches Hoheitsgebiet gilt.

— Gegen 20 Uhr startet im Hafen von Mellitah das italienische Seerettungsschiff «Megrez» und fährt den vier NGO-Schiffen auf direktem Kurs entgegen; nach gut einer halben Stunde, rund sechs Seemeilen von der Küste entfernt, wendet die «Megrez» und kehrt schnurstracks nach Mellitah zurück (siehe Karte).

— Gegen 21 Uhr steuert die «Phoenix» die Stelle an, an der kurze Zeit zuvor die italienische «Megrez» umgekehrt ist; 8,5 Meilen von der Küste nimmt die «Phoenix» die 113 Flüchtlinge auf und nimmt Kurs gegen Norden auf, fährt an Malta vorbei und steuert direkt Sizilien an.

Für Dankers sind die GPS-Aufzeichnungen eindeutig: Das italienische Rettungsschiff «Megrez» brachte die illegalen Emigranten vom libyschen Hafen ein paar Meilen ins Meer hinaus und setzte diese dort auf einem billigen Schlauchboot aus, damit sie wenig später von den NGO-Schiffen «gerettet» werden. Darauf deutet auch die Tatsache hin, dass die Rettungsschiffe ihr Ziel direkt ansteuern.

Ein libyscher Insider mochte gegenüber der *Weltwoche* nicht ausschliessen, dass diese These zutrifft. Das sei zwar nicht das übliche Prozedere. Normalerweise verfrachten die Schlepper ihr menschliches Frachtgut direkt vom Strand aus mit billigen chinesischen Schlauchbooten zu den NGO-Schiffen ins Meer hinaus. Da das Meer am fraglichen Tag bewegt war, sei es aber durchaus denkbar, dass die in Napoli beheimatete «Megrez», die eng mit der libyschen Küstenwache kooperiere, die Bootsflüchtlinge vom Strand wegbrachte oder zumindest eskortierte.

Den ultimativen Beweis für seine These kann Dankers nicht erbringen. Trotzdem zeigt das GPS-Tracking die zynische Logik des Schleppersystems gnadenlos auf. Über mehrere Monate verfolgte der Niederländer die Bewegungen von fünfzehn NGO-Schiffen auf dem Mittelmeer via *Marinetraffic.com*. Das Bild ist eindeutig: Die Retter pendeln auf direktem Weg zwischen Sizilien und den einschlägig bekannten Schmugglerhochburgen in der Gegend der libyschen Küstenstadt Zuwara. Wenige Seemeilen von der Küste entfernt, oft im libyschen Hoheitsgebiet, fischen sie die Immigranten aus dem Wasser. Wie die eingangs zitierte RTL-Reportage zeigt,

werden die Retter von der italienischen Küstenwache zu den Schlauchbooten gelenkt. Auf der anderen Seite verfolgen libysche Schleuser die NGO-Schiffe bequem über das GPS-Tracking via Internet und schicken ihnen ihre menschliche Fracht gezielt entgegen. Hilfswerke und Schleuser arbeiten Hand in Hand. Die billigen chinesischen Schlauchboote würden die Überfahrt nach Italien niemals schaffen. Oft haben sie kaum genügend Treibstoff an Bord, um aus der Zwölfmeilenzone vor der Küste herauszukommen. Nicht Italien ist das Ziel, sondern eines der NGO-Schiffe.



Millionenunternehmen: Rettungsschiff des

werden die Retter von der italienischen Küstenwache zu den Schlauchbooten gelenkt. Auf der anderen Seite verfolgen libysche Schleuser die NGO-Schiffe bequem über das GPS-Tracking via Internet und schicken ihnen ihre menschliche Fracht gezielt entgegen. Hilfswerke und Schleuser arbeiten Hand in Hand. Die billigen chinesischen Schlauchboote würden die Überfahrt nach Italien niemals schaffen. Oft haben sie kaum genügend Treibstoff an Bord, um aus der Zwölfmeilenzone vor der Küste herauszukommen. Nicht Italien ist das Ziel, sondern eines der NGO-Schiffe.

Geplante Seenot

Dass es sich um inszenierte Seerettungen handelt, zeigt auch die Tatsache, dass die Schiffbrüchigen nicht etwa zurück ins nahe Libyen oder in den nur sechzig Seemeilen entfernten tunesischen Hafen der Stadt Zarzis gebracht werden. So tuckerte am 12. Oktober auch die «Phoenix» – vorbei an ihrer Homebase Malta – nach Sizilien. Die Schlauchboote blieben vor der libyschen Küste zurück, wo sie von den Schleppern wieder eingesammelt wurden.

Kein einziges Flüchtlingschiff schaffte dieses Jahr die 275 Seemeilen lange Überfahrt nach Italien. Doch auch die inszenierten Seerettungen vor der libyschen Küste sind, vor allem im Herbst und im Winter, nicht harmlos.

Das GPS weist den Schleppern den Weg zu den Hilfsschiffen.



Hilfswerks Moas auf dem Mittelmeer, 2016.

Gemäss einem Uno-Bericht sollen allein dieses Jahr schon 3800 Immigranten im Mittelmeer ertrunken sein. Das ist ein trauriger Rekord, den die Hilfswerke mit zu verantworten haben. Denn sie sind ein unverzichtbares Element beim Menschenmuggel.

Erfunden wurde das zynische System allerdings von der italienischen Regierung. Nach einer Tragödie im Herbst 2013, die sogar den Papst auf den Plan rief, wurde die Aktion «Mare Nostrum» gestartet: Die italienische Marine fischte die Immigranten an der libyschen Küste aus dem Meer. Die Schlepper, welche mit der Aktion bekämpft werden sollten, nahmen das Angebot dankend an. Die Zahl der Schiffbrüchigen stieg sprunghaft. Da es auch Hinweise gab, gemäss denen die sizilianische Cosa Nostra die Finger mit im Spiel hatte, wurde «Mare Nostrum» Ende 2014 abgebrochen.

Private Hilfswerke wie Médecins sans frontières, Jugend Rettet oder die bereits erwähnte Moas sprangen in die Bresche. Letztere Organisation wird vom italoamerikanischen Ehepaar Christopher und Regina Catrambone nach kommerziellen Kriterien professionell gemanagt. Das Unternehmen, das eine topmoderne Flotte betreibt, setzt Millionen um. Und jeder Flüchtling, der im Mittelmeer ertrinkt, ist Gold wert für das Fundraising. Dass Organisationen wie Moas die Tragödie mitverursa-

chen, die sie bekämpfen, ist offensichtlich den wenigsten Spendern bewusst.

Journalisten als willfähige Helfer

Eingebettete Journalisten wie die RTL-Reporterin Eveline Rethmeier sind Teil dieses Systems. Die dramatischen Live-Berichte von Seerettungen öffnen die Herzen und Portemonnaies der Spender. Es ist auch kein Zufall, dass im Herbst die Zahl der Medienberichte steigt. In der Adventszeit sitzt das Geld lockerer. Wegen der tiefen Temperaturen und des Seegangs ist dies für Meerüberfahrten auch die gefährlichste Zeit. Tote und aufwühlende Berichte sind garantiert.

WoZ-Redaktorin Noëmi Landolt begab sich im letzten Oktober mit der «Sea-Watch 2» auf einen zweiwöchigen Rettungstrip. Das Schiff wird betrieben von einer linken deutschen NGO, die der angeblich zu restriktiven europäischen Migrationspolitik den Kampf angesagt hat. Auch diese Tour begann in Malta.

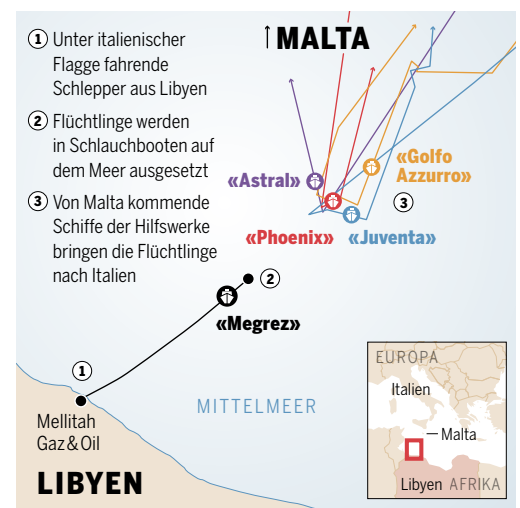
Die «Sea-Watch 2» ankerte im Hafen von Valletta gleich neben der topmodernen «Phoenix» von Moas. Für das kommerzielle Millionenunternehmen mit seinen «bezahlten Seeleuten» und den «sorgfältig geschminkten und frisierten Frauen» hatte die WoZ-Reporterin nur Spott übrig. Der Einsatz der deutschen Aktivisten mutet im Vergleich spartanisch an.

Am 17. Oktober geht die Reise los in Richtung Libyen. Was wir in den folgenden Tagen via Blog live miterleben, ist der reine Horror.

Wie die niederländische «Golfo Azzurro» lässt sich auch die deutsche «Sea-Watch 2» von der italienischen Marine zu den libyschen Schleppern leiten. Schon am 20. Oktober kommt es zu einem ersten nächtlichen Einsatz, der glimpflich verläuft. Die Flüchtlinge werden begleitet von libyschen Fischkuttern, sogenannten *engine fishers*, welche die Schlauchboote abschleppen und der Crew der «Sea-Watch 2» dafür ein paar frische Fische schenken.

Richtig dramatisch wird es zwei Tage später, als die libysche Küstenwache eine Rettungsaktion behindert und die europäischen Helfer vertreiben will. Panik bricht aus, Menschen gehen über Bord. Bald werden auch die ersten Wasserleichen geborgen. Das Elend geht unter die Haut. Immerhin: Nach Landolts Bericht scheint die Zusammenarbeit zwischen den NGOs, der italienischen Küstenwache und den europäischen Frontex-Einheiten bei den Bergungsaktionen reibungslos zu funktionieren. Mehr als 1700 Flüchtlinge, so rechnet die WoZ-Journalistin, haben während ihres Kurzaufenthaltes auf der «Sea-Watch 2» die Überfahrt nach Italien lebend geschafft.

2014 erreichten über das Mittelmeer über 80 000 illegale Immigranten – ob sie auch Flüchtlinge sind, weiss man erst nach dem Asylverfahren – die italienische Küste. Gemäss der internationalen Migrationsorganisation IOM stieg die Zahl der Bootsflüchtlinge mit «Mare Nostrum» auf rund 150 000. Italien hat nur wenige von ihnen registriert und aufgenommen, die meisten sind in andere europäische Länder weitergereist. Dieses Jahr dürften bereits gegen 173 000 illegale Immigranten das Mittelmeer mit staatlicher und privater Hilfe überquert haben. Wenn jeder von ihnen für die Überfahrt den marktüblichen Preis von 1200 Dollar bezahlte, kassierten die Schlepper gegen 200 Millionen Dollar. Doch auch für die Hilfswerke dürfte es ein ertragreiches Jahr gewesen sein. ○



Verräterische Schiffsbewegungen im Mittelmeer.

Tod auf dem Land

Eine Bande von Kurden tötete den Alt-Hippie Peter Gubler, der in einem Weiler im Thurgau hauste. Die Tat hat zum grössten Prozess in der Geschichte des Kantons geführt – und zum grössten Justizskandal.
Von Markus Schär

Die zwei Dutzend Einwohner im Weiler Löwenhaus sperren nachts ihre Türen zu, seit ein Besucher im November 2010 den Alt-Hippie Peter Gubler tot in seinem Haus fand, gefesselt und geknebelt, mit der Kapuze seiner Jacke im Mund erstickt. Der 53-Jährige hauste während achtzehn Jahren im Weiler auf dem Thurgauer Seerücken. Er lebte wegen seines Rheumaleidens von einer IV-Rente, zog den eigenen Hanf, sprach in den Beizen der Gegend dem Alkohol zu und lud gemäss den Nachbarn «kurlige Typen» in sein Haus ein. Aber nichts deutete auf eine Erklärung, weshalb der Eigenbrötler sterben musste.

Den Grund für die Gewalttat findet die Polizei nach einem Jahr Detektivarbeit, vor allem dank einem genetischen Fingerabdruck an den Fussfesseln des Getöteten. Im Frühjahr 2012 verhaftet sie mehrere Kurden aus einer St. Galler Bande, die laut Anklage Menschen schmuggelte, mit Drogen handelte und «robustes Inkasso» machte, also gewaltsam Schulden eintrieb. Peter Gubler hatte sich mit ihr angelegt, weil ein Freund als Menschen schmuggler in Griechenland im Gefängnis sass; er forderte vom mutmasslichen Bandenchef, dem Kumpel einen Anwalt zu stellen, und drohte, die Schleuser auffliegen zu lassen. Die Kurden mussten ihn deshalb mit Gewalt davon abhalten – wie sie das machten und ob sie ihn töten wollten, bleibt offen.

Das Bezirksgericht Kreuzlingen muss nächstes Jahr diese Fragen beantworten, zusammen mit vielen weiteren Fragen, die sich zu den kriminellen Geschäften der Bande stellen. Vierzehn Beschuldigte kommen vor Gericht; der vorläufige Plan sieht am 20. Februar den Prozessbeginn und Ende November die Urteileröffnung vor. Der Vizepräsident ist das ganze Jahr für diesen Fall abgestellt, die Verhandlung in einen eigens gemieteten Saal ausgelagert; ein Bezirksrichter tritt jetzt als Grossrat zurück, weil er dieses Amt nächstes Jahr nicht ausüben könnte. Der Tod des Eigenbrötlers vom Seerücken hat zum grössten Prozess in der Thurgauer Geschichte geführt – und zum grössten Justizskandal.

Im Juli 2012 setzt die Staatsanwaltschaft für einen der vier Hauptbeschuldigten den Weinfelder Otmar Kurath als Pflichtverteidiger ein. Der St. Galler Oberländer hat in eine bekannte CVP-Familie von Juristen und Politikern eingehiratet; er hält sich mit dem «Migrationshintergrund», dessen er sich rühmt, aber fern vom Thurgauer Filz. Und er stösst in diesem



Besuch von «kurligen Typen»: Wohnhaus von Peter Gubler auf dem Thurgauer Seerücken.

Fall schnell auf Ungereimtheiten. Sein Mandant, den er als ahnungslos missbrauchtes Werkzeug sieht, muss sich gegen schwerste Anschuldigungen verteidigen. Der wichtigste Helfer des mutmasslichen Bandenchefs dagegen kann sich als Randfigur darstellen – obwohl er aufgrund der Beweislage als Haupttäter in Frage kommt.

Anreize für Falschanschuldigungen

Der Kurde sass bis 2009 wegen Menschen schmuggels in Deutschland im Gefängnis; er kam danach in die Schweiz zurück und wohnte seither in St. Gallen, mit unklarem Aufenthaltsstatus. «Er machte sich wohl bei Strafverfolgern mit fragwürdigen bis falschen Anschuldigungen als Spitzel interessant», meint Anwalt Kurath. Die Kreuzlinger Staatsanwälte schonen denn auch den dringend Tatverdächtigen. Sie

bauen ihn zum Kronzeugen auf, indem sie im Mai 2013 mit ihm stundenlange Sitzungen ohne Befragungsprotokoll abhalten, wohl um mit ihm seine Aussagen als Auskunftsperson – nicht als Beschuldigtem! – abzusprechen, ein krasser Verstoss zumindest gegen die Strafprozessordnung. Im Gegenzug bieten sie ihm eine separate Anklage als Gehilfe mit fünf Jahren Freiheitsstrafe, während den anderen Angeeschuldigten mindestens fünfzehn Jahre drohen. Solche Deals können starke Anreize für falsche Anschuldigungen setzen, die Unschuldige hinter Gitter bringen; sie sind deshalb verpönt. Im März 2015 winkt das Bezirksgericht Kreuzlingen diese minimale Anklage in einem Separatverfahren durch.

«Es ist für mich eine Gewissensfrage, dass mein Mandant ein faires Verfahren bekommt», sagt Anwalt Kurath. «Er ist ein einfacher Fami-

lienvater, der 1999 als psychisches Wrack in die Schweiz kam, in türkischen Gefängnissen gefoltert.» Im Interesse seines Mandanten muss der Pflichtverteidiger immer wieder Rechtsverletzungen beanstanden, also, in seinen Worten, «lästig werden». Die Staatsanwaltschaft schlägt im November 2013 zurück, indem sie ihn als Pflichtverteidiger absetzt. Die Staatsanwälte glauben, sie könnten nicht nur ihre Gegenspieler selber aussuchen – wie es die Strafprozessordnung wider jede Fairness vorsieht –, sondern sie auch bei Misslieblichkeit entlassen.

Dagegen wehrt sich Anwalt Kurath beim Obergericht. Am 28. November 2013 führen die Staatsanwälte mit seinem Mandanten und dessen Aushilfsverteidiger eine Befragung durch. Der Beschuldigte sagt zu Beginn, sein alter Verteidiger habe ihm geraten, nach der ersten, umfassenden Aussage keine Fragen mehr zu beantworten. Die Staatsanwältin meint: «Wir werden nachher noch darüber sprechen, ob das sinnvoll ist.» Die Aussage findet sich nicht im Protokoll, der neue Verteidiger macht nichts dagegen. Sie ist aber belegt, weil der Verteidiger eines Mitbeschuldigten im Nebenraum per Smartphone mitgeschrieben hat. Gleichentags gibt das Obergericht der Beschwerde von Anwalt Kurath aufschiebende Wirkung und setzt ihn damit wieder als Pflichtverteidiger ein. Es teilt den Staatsanwälten während der Befragung mit, sie dürften ohne ihn nicht weitermachen; die Strafverfolger meinen: «Wir machen trotzdem weiter.» Das Protokoll mit den widerrechtlich erlangten Aussagen schicken sie allen anderen Verteidigern, aber nicht dem rechtmässigen Anwalt des Befragten.

Im «Kanton der kurzen Wege», wie sich der Thurgau offiziell rühmt, wahren immerhin die Oberrichter mutig ihre Unabhängigkeit. Ihr Urteil vom 6. Februar 2014 liest sich wie eine Einführung in die Grundlagen des Rechtsstaates: Sie watschen die Staatsanwälte ab, die ihrem Gegenspieler vorwerfen, er habe sich «in seinem tiefen Misstrauen gegenüber der Staatsanwaltschaft in wilden Verschwörungstheorien verrannt». Allein wegen dieser «Empfindungen» der Staatsanwälte sei eine wirksame Verteidigung nicht in Frage gestellt, belehren sie die Oberrichter: «Rechtsanwalt Kurath mag für die Staatsanwaltschaft ein unbequemer Verteidiger sein, wobei sich die Staatsanwaltschaft nicht an der Untätigkeit, sondern an der Tätigkeit von Rechtsanwalt Kurath stört. Unbequem zu sein, ist jedoch – bis zu einem gewissen Grad – mitunter die Aufgabe der Verteidigung.»

Bei allem Fehlverhalten schickt das Obergericht die Staatsanwälte aber nicht, wie gefordert, in den Ausstand. Deshalb wendet sich der Anwalt an das Bundesgericht, und die Richter in Lausanne machen am 27. April 2015 mit der Vorlesung zum Rechtsstaat weiter. Die Staats-

anwälte hätten «zahlreiche und teilweise krasse Verfahrensfehler» begangen: «In der Summierung wiegt dies schwer.» Der Angeeschuldigte habe objektiv den Eindruck gewinnen müssen, «dass die Beschwerdegegner Rechtsanwalt Kurath aus dem Verfahren drängen und durch einen ihnen genehmen Verteidiger mit einer ihnen zusagenden Verteidigungsstrategie (Bereitschaft zur Aussage) ersetzen wollten». Deshalb schickt das Bundesgericht die Kreuzlinger Staatsanwälte rückwirkend, ab 28. November 2013, in den Ausstand; alle Aussagen seither lassen sich im Prozess nicht verwenden.

Unter Erfolgsdruck

Schliesslich kommt es am 12. November 2015 zum GAU für die Kreuzlinger Staatsanwälte: Das Obergericht spricht sich dagegen aus, dass der angebliche Gehilfe im Mai 2015 in einem Separatverfahren milde verurteilt wurde, und hebt das Urteil auf, obwohl es schon rechtskräftig war – eine Premiere für die Thurgauer Justiz. Anwalt Kurath fordert deshalb von der Staatsanwaltschaft, ihr Kronzeuge, der auch Haupttäter sein könnte, sei «im ordentlichen Verfahren durch unbefangene Staatsanwälte neu anzuklagen und gemeinsam mit den übrigen Beschuldigten vom Bezirksgericht Kreuzlingen zu beurteilen».

Die Generalstaatsanwaltschaft fügt sich, schliesslich ordnen das die Richter in Frauenfeld und in Lausanne an. Im Monsterprozess von nächstem Jahr führt neu die Generalstaatsanwaltschaft die Anklage, diesmal gegen alle Beschuldigten miteinander. Doch sie klagt den Kronzeugen, den es in der Strafprozessordnung nicht gibt, mit fast gleichem Text wieder nur als Gehilfen an, obwohl er auch ein Haupttäter gewesen sein könnte. An diese minimale Anklage wäre das Gericht gegen oben gebunden, die Schuld am Tod des Überfallenen bliebe also an anderen hängen, möglicherweise zu Unrecht.

Er möchte nur vermeiden, dass es im Gerichtsverfahren zu weiteren Problemen komme, schreibt Anwalt Kurath der Generalstaatsanwaltschaft: «Ich möchte mir mit diesen Hinweisen auch spätere Abklärungen ersparen, ob nicht jemand in strafbarer Weise bei der Anklageerhebung begünstigt wurde.» Dass sich die Kreuzlinger

Staatsanwälte so verrannt, erklärt der Kritiker mit dem Erfolgsdruck, unter den sich die Mafiajäger selber setzten: «Das Strafverfahren ist publizitätsträchtig, aufwendig und teuer.»

Der Tod des alten Hippies Peter Gubler kostete schon bisher Millionen für die Aufklärung. Und er droht noch mehr zu kosten: den Aufwand für einen Monsterprozess, der sich möglicherweise nicht durchziehen lässt – und, endgültig, den Ruf der Thurgauer Justiz. ○

Der Kronzeuge der Staatsanwaltschaft könnte auch der Haupttäter sein.

Gesundheit

Sucht nach Sucht

Hunderttausende sollen medikamentenabhängig sein.



«Selten etwas Gutes.»

In der Schweiz herrscht offenbar medizinischer Notstand. Unter uns sollen unzählige Medikamentensüchtige sein. «Kein Schlaf mehr ohne Pillen», so der *Blick*. 300 000 Menschen seien den Tabletten «verfallen», warnte

«10 vor 10». Der Bund weitete kürzlich seine Präventionstätigkeit auf Medikamentensucht aus. Laut Helsana nehmen 800 000 Menschen rezeptpflichtige Schlaf- und Beruhigungsmittel zu sich. Die Medien zeigen Schwerstabhängige, um diesen Konsum als Problem hinzustellen.

Analog könnte man alle Leute, die täglich ein Glas Wein trinken, zu den Alkoholikern zählen. Organschäden sind bei Schlaf- und Beruhigungsmitteln aber höchstens bei sehr hohen Dosen zu erwarten. Mögliche Nachteile wie «emotionales Desinteresse», «Gereiztheit» oder «schnellere Erschöpfbarkeit», wie sie etwa die staatlich mitfinanzierte Stiftung «Sucht Schweiz» anführt, stehen unbestreitbaren Vorteilen gegenüber: Die Pillen beruhigen. Der Schlaf kommt leichter. «Man hört selten etwas Gutes über diese höchst effektiven und körperlich kaum giftigen Medikamente», sagte der Psychiater Josef Hättenschwiler zum *Tages-Anzeiger*.

«Niedrigdosisabhängigkeit»

Wie «Sucht Schweiz» im Internet einräumt, geht es bei sogenanntem Medikamentenmissbrauch meist um eine «Niedrigdosisabhängigkeit». «In diesen Fällen gibt es in der Regel keine Toleranzentwicklung, oder sie bleibt unbemerkt, da zwar die Wirkung schwindet, aber die Dosis nicht erhöht wird», so die Stiftung. «Eine Unterscheidung von gerechtfertigtem und missbräuchlichem Konsum ist oftmals schwierig», schreibt auch die auf Entwöhnung spezialisierte Privatklinik Meiringen. Wie schlimm ist aber eine Abhängigkeit, die man gar nicht bemerkt? Es scheint eine Sucht nach neuen Suchtproblemen zu bestehen.

Alex Reichmuth



Schweizer Statthalter des deutschen Extremisten Pierre Vogel: Mirand S.

Mittelalter auf dem Smartphone

Nicht nur auf Schweizer Strassen und Plätzen wirbt die Aktion «We love Muhammad» für ihre Version des Islam. Mit einer Anwendungssoftware lernt man zum Beispiel, dass Dschihad Pflicht sei und Hexerei streng verboten sei. *Von Kurt Pelda*

Die Welt der schweizerischen Salafisten ist klein und eng. Neben dem Berner Käfigturm verteilt ein bärtiger Mann zusammen mit einer jungen Frau im schwarzen Niqab Infomaterial über den Islam. Der Bärtige heisst Mirand S. und ist der Cousin des ehemaligen Winterthurer Laienpredigers Selman Ramadani. Dieser wiederum hat mit seinen auf Deutsch gehaltenen Vorträgen einige Dschihad-Reisende aus der Region Zürich inspiriert, das «nutzlose» Leben unter den Schweizer Ungläubigen zugunsten des Heiligen Kriegs in Syrien und im Irak aufzugeben. Mehrere von ihnen haben diese Entscheidung inzwischen mit dem Leben bezahlt.

Salafismus für Kinder

Mirand S. war früher schon für die Aktionen «Jesus im Islam» und «Weg der Gesandten» auf den Berner Strassen unterwegs. Dabei ging es immer darum, salafistische Inhalte unter die Leute zu bringen. Für das in Deutschland inzwischen verbotene Projekt «Lies!» war Mirand S. einer der fleissigsten Koranverteiler in der Schweiz. Und zugleich tauchte der junge

Mann bei Veranstaltungen des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) und in einem Propagandavideo des IZRS auf.

Heute ist Mirand S. so etwas wie der Statthalter des deutschen Ex-Boxers und Predigers Pierre Vogel, eines Stars der Salafistenszene auch hierzulande. Der charismatische Vogel hat viel zur Radikalisierung deutscher Jugendlicher beigetragen, auch wenn er inzwischen ein Gegner des Islamischen Staats (IS) ist. Nachdem er sich mit Ibrahim Abou-Nagie, dem Erfinder der Koranverteileraktion «Lies!», überworfen hatte, gründete er kürzlich die Aktion «We love Muhammad» (WLM). Statt des Korans bringen Vogels Jünger jetzt die Biografie des Propheten Mohammed unter die Leute. Und anders als «Lies!» stellt WLM zusätzlich eine Anwendungssoftware (App) zur Verfügung, dank

der nicht nur die Biografie auf dem Mobiltelefon zu lesen oder zu hören ist, sondern auch ein Wust von salafistischen Pamphleten – selbst für Kinder. Ein Bub, der seine fünf täglichen Gebete immer nur hastig und auf den letzten Drücker hin verrichtet, wird zum Bei-

spiel wegen dieser Verfehlung um ein Haar in die lodernen Flammen der Hölle geworfen.

Keine kurzen Röcke, keine engen Hosen

Jenen, die Allahs Gebote und Verbote buchstabengetreu befolgen, winkt dagegen das Paradies. Und wie hat man sich das vorzustellen? Dort gebe es keinen Stress, keinen Hass und keinen Hunger, heisst es in der App. Und auch keine Arbeit, keine Verpflichtungen, «und da ist kein Timelimit für irgendwas. Du trinkst gechillt einige Monate aus deinen Flüssen.» Damit sind die vier paradiesischen Flüsse gemeint, in denen Wasser, Milch, Wein und Honig fliessen – bis in alle Ewigkeit. Wer nicht aus dem Fluss trinken will, den versucht die App so zu ködern: «Was ist nun mit den persönlichen Interessen, ob Playstation oder Autos? Werden diese erfüllt? Die Antwort ist ja.»

Im Firdaus, der obersten Stufe des Paradieses, landen unter anderem jene, die im Dschihad ihr Leben für Allah gelassen haben. Und die glücklichen Bewohner des Firdaus haben zweimal täglich einen persönlichen Termin bei Allah, heisst es in einem Traktat. Ausserdem: «Die Engel haben deine Wohnung designt.» Selbst der paradiesische Kot ist kein gewöhnlicher Kot, sondern er riecht nach



Statt des Korans bringen Vogels Jünger jetzt die Biografie Mohammeds unter die Leute.

Moschus. Wer diesen Geruch auf immer und ewig geniessen möchte, muss sich an die islamischen Regeln halten, also zum Beispiel: keine durchsichtigen Kleider tragen, keine kurzen Röcke, engen Hosen oder Krawatten, die mit Kopf und Schultern ein Kreuz bilden. Ein Kreuz – da sei Allah davor.

«So töte den Juden»

Dschihad muss nicht immer Krieg bedeuten, es kann damit auch persönliche Anstrengung auf dem Weg Allahs gemeint sein. In den Pamphleten der WLM-App wird allerdings wenig Zweifel gelassen, dass der Dschihad so lange geführt werden muss, bis die Religion Allah allein gehört. Es geht also darum, dem Islam zur Weltherrschaft zu verhelfen. Dieser Dschihad sei von Allah befohlen, also Pflicht für jeden Muslim. Als der Prophet gefragt wurde, welche Tat dem Dschihad gleich sei, habe dieser geantwortet: «Eine solche finde ich nicht.»

Steinigung als Strafe für Ehebruch habe der Prophet aus der Thora (Altes Testament) der Juden übernommen. An anderer Stelle der App-Bibliothek heisst es aber – wie auch im Koran –, dass Unzucht mit hundert Peitschenhieben geahndet werde. Die Traktate von WLM sind demnach nicht frei von Widersprüchen. Das ist auch nicht erstaunlich angesichts der Abertausenden von Aussprüchen und Überlieferungen des Propheten. Relativ eindeutig ist dann aber folgendes Zitat von Mohammed: «Ihr werdet gegen die Juden so lange kämpfen, bis sich der eine von ihnen hinter einem Stein versteckt und dieser [Stein] spricht: «Du Diener Allahs, hier ist ein Jude, der sich hinter mir versteckt, so töte ihn.»»

«Eine teuflische Tat»

Klar sind auch die Anweisungen zur Sexualität: kein vor- oder ausserhehlicher Sex, kein Analverkehr, kein Sex während der Monatsblutung und keine Selbstbefriedigung. Aber immerhin hat auch die Frau ein Recht auf ihren Höhepunkt. Eher obskur wirkt dagegen das Papier mit dem Titel «Hexerei im Islam». Horoskope und Astrologie seien eine Form der Hexerei und damit streng verboten. Bei der Zauberei handle es sich um einen Akt des Unglaubens, weil Hexen den Satan anbeteten. Hexerei mache Menschen krank oder treibe sie gar in den Tod – wahrlich eine teuflische Tat. Nicht alle Krankheitssymptome liessen aber auf Magie als Ursache schliessen, und deshalb sollte man in solchen Fällen Hilfe von Medizinern in Anspruch nehmen. Wirklich verhexte Personen sollten sich Gott zuwenden, denn dieser habe keine Krankheiten geschickt, für die es keine Heilung gebe. Wer wie die Salafisten auf eine buchstabengetreue Auslegung von Koran und Prophetentradition pocht, bleibt letztlich auf dem Wissensstand des siebten Jahrhunderts nach Christus stehen. ○

Schweiz

Blackbox von Asylanten

Fast drei Viertel aller Asylbewerber geben keine Identitätsausweise ab. Wir wissen oft gar nicht, wem wir Bleiberecht gewähren.

Schaut man in die Akten von Asylbewerbern, fällt eine merkwürdige Häufung auf: Viele von ihnen sind am 1. Januar geboren. Das hat nicht etwa mit einer besonders beliebten Zeugungszeit neun Monate davor zu tun, sondern damit, dass viele Asylbewerber ihre Identität bewusst verschleiern, weil sie sich so einen Vorteil im Asylverfahren erhoffen.

Nun liegen offizielle Zahlen über das Ausmass dieser Verschleierung vor. Sie übertreffen die schlimmsten Befürchtungen. «Bei 73 Prozent der Asylgesuche, die von Januar 2010 bis August 2016 gestellt worden sind, haben die Asylsuchenden keine Reisepapiere oder Identitätsausweise abgegeben», schreibt der Bundesrat in seiner Antwort auf eine Interpellation («Asylbewerber – Abklärung ihrer Identität») der Zürcher Nationalrätin Barbara Steinemann (SVP).

Was machen die Behörden mit diesen Asylsuchenden, die ihre wahre Identität verschweigen? Laut Asylgesetz kann das Staatssekretariat für Migration (SEM) die Gesuche solcher Personen formlos abschreiben. Weigert sich ein Asylbewerber, seine Identität offenzulegen, kann dies zur Anordnung ausländerrechtlicher Zwangsmassnahmen führen.

In der Praxis erhalten dennoch erstaunlich viele Asylbewerber mit unklarer Identität den Flüchtlingsstatus, oder sie dürfen vorläufig bleiben – wobei «vorläufig» meist «unbefristet» heisst. Sechzehn Prozent der Fälle, die keine Papiere vorwiesen, wurde seit 2010 Asyl gewährt. Weitere sieben Prozent erhielten eine vorläufige Aufnahme. Mit anderen Worten: Ein Drittel der Leute, die ihre Identität vertuschen, ist trotzdem in der Schweiz willkommen.

Die sich daraus ergebende Frage klingt fast philosophisch, aber sie hat unmittelbare Auswirkungen auf den Asylvollzug der Eidgenossenschaft: Wie kann man feststellen, ob jemand in seiner Heimat politisch verfolgt ist, wenn man a) nicht weiss, wer dieser Jemand ist, und b) nicht klar ist, aus welchem Land dieser Unbekannte überhaupt stammt? Bei Zweifeln würden «Fragen zu den Länderkenntnissen» ge-

stellt oder werde eine «linguistische Herkunftsanalyse» gemacht, so der Bundesrat.

Welche Länder?

Konsequenzen müssen aber nur wenige fürchten. In ihrer Antwort auf eine zweite Interpellation von Barbara Steinemann («Dokumentation und Erfassung von Asyl-antragstellern») schreibt die Regierung, dass jährlich nur «rund hundert Personen» mit Geburtsdatum 1. Januar wegweisen werden. Zum Vergleich: Im Jahr 2015 wurden 9230 Asylbewerber mit Geburtsdatum 1. Januar, also mit unklarer Identität, registriert. Von Januar bis Ende September 2016 waren es 4137.

Jedes Jahr dürfen mehrere tausend anerkannte Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommene in der Schweiz bleiben, obwohl sie keine Papiere vorweisen und angeben, sie wüssten nicht, wann und wo sie geboren wurden. 2015 waren 3862 Flüchtlinge mit Geburtsdatum 1. Januar registriert, hinzu kommen 1384 Personen mit dem Status «vorläufig aufgenommen», die ebenfalls am 1. Januar geboren sein sollen.

Aus den Antworten der Regierung auf die Interpellationen Steinemann geht auch hervor, welche Länder in dieser Identitätsverschleierungsstatistik führend sind – sofern die Angaben denn stimmen. Es sind dies, in absteigender Reihenfolge: Afghanistan, Eritrea, Somalia, Äthiopien, Gambia, Syrien, Guinea, Irak, Nigeria, Sudan, Marokko, Senegal, Mali, die Elfenbeinküste und Algerien.

Zahlen aus dem Kanton Zürich bestätigen das Ausmass des Phänomens. Sieben grössere Gemeinden haben die Einwohnerregister nach den Geburtsdaten der ihnen zugewiesenen vorläufig Aufgenommenen untersucht. Der Anteil dieser Personen mit Geburtsdatum 1. Januar beträgt bei den meisten zwischen 20 und 40 Prozent. In einem Fall sind es sogar 44 Prozent. Wir haben es mithin mit einer Blackbox von Asylanten zu tun und wissen oft nicht, wen wir da überhaupt zum Bleiben einladen. *Philipp Gut*



Sie dürfen vorläufig bleiben – meist heisst das unbefristet.



Demokratie

Verkehrte Welt

«Rückkehr des Nationalstaats – Die neuen Freiheitsbewegungen», jubelte die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe. Die neuen Nationalisten und Nationalkonservativen suchen die Antworten auf die neuen epochalen Fragen in der alten falschen Richtung.
Von Andi Gross

Vor einigen Monaten wollten japanische Eltern ihren aufmüpfigen neunjährigen Jungen bestrafen. Sie fuhren mit ihm in einen riesigen Wald, setzten ihn aus und überliessen ihn seinem Schicksal. Der Junge erschrak, versteckte sich erst im Gebüsch, weinte und begann nach einigen Stunden zu laufen. Ziellos. Er wusste nicht wohin. Er war in seinem Elend mutterseelenallein. Wie alle Kinder in einem solchen Moment wollte er einfach heim, zu seinen Eltern. Doch die hatten ihn ja ausgesetzt. Sie boten weder den Schutz noch die Erleichterung, die Kinder von ihren Eltern erwarten. Was nun?

Ein Grund für die hohe Wertschätzung des Staates bei vielen wirtschaftlich nicht auf Rosen gebetteten Menschen ist die stille Hoffnung, der Staat erweise sich in Zeiten der individuellen Not als eine solidarische Gemeinschaft, als Sozialstaat, der ihnen bei Bedarf beistehe. Zu diesem Zweck griff dieser Staat ins wirtschaftliche Marktgeschehen ein, um es so zu gestalten, dass Männer und Frauen gut ausgebildet waren und im ganzen Land angemessen entlohnte Arbeit finden konnten. Jene, welche die Wirtschaft «freisetzt», wurden in einer sozialen Marktwirtschaft aufgefangen. Arbeitslosengelder und Umschulungsprogramme halfen Menschen, die allein verzweifelt gestrandet wären.

Die wirtschafts- und sozialpolitische Entmachtung des Staates

Mit der Entgrenzung der Märkte, der neuen Hegemonie der globalen Finanzmärkte und der Deregulierung der Wirtschaft, kurz: mit der Globalisierung verloren die Staaten in den vergangenen 25 Jahren in zweifacher Hinsicht diese sozialen Gestaltungs- und Ausgleichsfähigkeiten. Einerseits konnten sie die Märkte nicht mehr gestalten, sondern mussten sich deren Logik unterziehen und wetteifern seither um die steuerlich und arbeitskostenmässig wohlfeilsten Bedingungen zugunsten des Kapitals. Statt für Schutz und Absicherung der Arbeitenden sorgen die Behörden für die optimale Befriedigung der Rendite- und Profitbedürfnisse der Investoren.

Andererseits entzogen sich die grössten Unternehmen und reichsten Individuen immer mehr den sich ohnehin verringernenden Steuerpflichten, so dass sich der Staat gar nicht

mehr in der Lage sah, sozial wirksam sein zu können. Das Fehlen von Einnahmen machte die Finanzierung der traditionellen Sozialpolitik immer schwieriger. Das wirkte vor allem in Österreich, der Schweiz, in Frankreich, Flandern, den Niederlanden, Dänemark und Finnland wie ein Schock – alles Länder, in denen freilich Ausländer, Flüchtlinge oder Muslime als Sündenböcke für die Ursachen der existenziellen Ängste aller der wenig privilegierten Menschen herhalten mussten, die Neo-Nationalkonservative geworden waren.



Von Familie und Staat verlassen.

EU verstärkte Unwucht, statt sie zu kompensieren

In den letzten drei Jahren ist vielen Europäern die Brutalität dieser wilden, ungestalteten, gesetzlosen Globalisierung bewusst geworden. Sie haben ebenso gemerkt, dass die heutige politische Struktur der EU diese daran hindert, soziale Abhilfe zu leisten. Statt transnational zu kompensieren, was national vor allem in den Euro-Ländern an politischer Gestaltungsmacht («Souveränität») verloren ging, hat die ordoliberal geprägte EU die Herrschaft des Marktes und die Entpolitisierung der Demokratie verinnerlicht: Wettbewerb

und Konkurrenz werden vom Luxemburger EU-Gerichtshof wie «Verfassungsnormen» begriffen, mit denen nationale oder europäische sozialpolitische Entscheide ausser Kraft gesetzt werden können – notabene in einer bloss vertraglich fundierten EU!

Und so wie Kinder in der Not fast reflexartig nach Hause rennen, die Geborgenheit der Familie suchen – selbst wenn es die Familie war, die sie in Gefahr brachte –, wenden sich viele dieser schutzlos alleingelassenen Europäer nun in Unkenntnis der diesbezüglichen Machtlosigkeit noch mehr dem Staat zu – statt eine Totalrenovation der EU zu verlangen.

Denn die Globalisierung erfordert, was vor siebzig Jahren die weitsichtigsten Europäer (wie der Neuenburger Denis de Rougemont, der Italiener Altiero Spinelli oder der Brüsseler Paul-Henri Spaak) schon als Erfordernis des Friedens erkannt haben: die Gründung eines europäischen föderalistischen Bundesstaates, der europäisiert, was die einzelnen Staaten alleine nicht mehr schaffen (soziale Sicherheit und soziale Marktwirtschaft, Frieden und an den Menschenrechten orientierte Weltinnenpolitik), ohne freilich den Staaten und Regionen an Politikbereichen zu entziehen, was diese besser verwirklichen können als die europäische Zentrale.

Die neuen Nationalkonservativen und Nationalisten suchen die Antworten auf die neuen epochalen Fragen in der alten falschen Richtung. Sie laufen wie der eingangs erwähnte Junge aus Japan in die verkehrte Welt. Denn wie er von seiner Familie, sind sie von ihren Staaten verlassen worden. Der Junge kann es nicht besser wissen, die Nationalkonservativen werden es bald merken. Den Jungen haben seine japanischen Eltern nach fünftägiger intensiver Suche schwach, aber doch unversehrt wiedergefunden. Die alleingelassenen Bürger werden ihre Absicherung nur in neu zu schaffenden transnationalen, europäischen Institutionen finden, die nach dem demokratischen Umbau der EU wieder Subjekte der Märkte sein werden. Oder ganz kurz gesagt: Die EU hat nicht nur mehr Demokratie nötig, die Demokratie bedarf auch der EU!

Andi Gross ist Politikwissenschaftler und langjähriger SP-National- und Europarat sowie Mitbegründer von Eurotopia, einer Bürgerbewegung für eine europäische, föderalistische Verfassung.

Wer ist hier der Nazi?

Vor siebzig Jahren stand *Weltwoche*-Mitbegründer Manuel Gasser vor Gericht. Der international beachtete Prozess um Nazivorwürfe, Sex und Literatur gehört zu den spektakulärsten Rechtsfällen der Schweizer Pressegeschichte. *Von Rico Bandle*

Diesmal konnte er sich nicht zurückhalten. Am 12. September 1945 hatte die Berner Wochenzeitung *Die Nation* ein überschwängliches Lob auf den in der Schweiz lebenden deutschen Schriftsteller Bernard von Brentano (1901–1964) publiziert. Brentano sei nicht nur ein «Dichter vom Rang eines Thomas Mann», sondern auch ein «Antifaschist, Antinazi und echter Demokrat». Manuel Gasser, Feuilletonchef der *Weltwoche*, schrieb zorn erfüllt einen Gegenartikel. «Genug ist genug», titelte er und bezeichnete Brentano als einen «begeisterten Anwalt des Nationalsozialismus und, was noch widerlicher ist, einen rabiaten Antisemiten».

Brentano verklagte seinen ehemaligen Weggefährten wegen Ehrverletzung. Der Schriftsteller war in den Vorkriegsjahren regelmässiger Autor in Gassers *Weltwoche*-Feuilleton gewesen, 1938 gaben die beiden gemeinsam den Band «Die schönsten Gedichte von Gottfried Keller» heraus, und noch Ende 1939 empfahl Gasser ein Buch Brentanos als Weihnachtslektüre. Der Prozess artete aus in ein mehrwöchiges Tribunal mit über sechzig Zeugen, in dem die Geschichte der *Weltwoche* mit den deutschlandfreundlichen Anfängen ebenso vorgebracht wurde wie die Homosexualität der beiden Gründer, Karl von Schumacher und Manuel Gasser. Das Who's who der deutschsprachigen Intelligenzija war im Zeugenstand dabei oder schrieb Gasser Beistandsbriefe: Hermann Hesse, Thomas und Golo Mann, Jean Rudolf von Salis und viele mehr. Die Ereignisse vor Gericht sollten die *Weltwoche* und vor allem Manuel Gasser noch jahrelang verfolgen, wie in der neuen, lesenswerten Gasser-Biografie von David Streiff (dem früheren Direktor des Filmfestivals Locarno) zu lesen ist.

Zur Strategie des Klägeranwalts gehörte es, Gasser mit Hilfe deutschlandfreundlicher Texte der *Weltwoche* sowie mit Hinweisen auf dessen Homosexualität zu desavouieren. Die *Weltwoche* hatte in den Anfangsjahren, 1933 und 1934, tatsächlich für Nazideutschland Stellung bezogen: Man sah im Kommunismus die grössere Gefahr als im Nationalsozialismus unter Hitler, für den man gar eine gewisse Bewunderung hegte. Standen bei Chefredaktor Karl von Schumacher weltpolitische Überlegungen hinter dieser Haltung, war beim schöngeistigen Feuilletonisten Gasser eher die



«Genug ist genug»: von Schumacher, Gasser, 1933.

Ästhetik des körperbetonten «Kraft durch Freude»-Kults ausschlaggebend. Der Publizist war hin und her gerissen zwischen von Schumachers deutschfreundlicher Einstellung und derjenigen seiner Freunde aus der Literaturszene, zum Beispiel der Manns, Annemarie Schwarzenbachs oder Hermann Hesses, die Hitler strikt ablehnten.

Desaster für den Angeklagten

David Streiff lässt sich leider zu einer heute weitverbreiteten Unsitte verleiten: Aus der sicheren Warte des Spätgeborenen macht er sich in fast inquisitorischer Weise auf die Jagd nach Indizien, um Gasser und vor allem von Schumacher moralisches Fehlverhalten vorzuhalten. So widerspricht er der These der Schriftsteller und einstigen *Weltwoche*-Mitarbeiter Curt Riess und Hugo Loetscher, die die Kehrtwende des Blattes bei der Beurteilung Hitlers auf den Start der Homosexuellenverfolgung nach dem «Röhm-Putsch» vom Juni 1934 zurückführten. Streiff streitet ab, dass es diese Kehrtwende gab, schliesslich seien bis 1942 vereinzelte «nazifreundliche Artikel» nachzuweisen. Letzteres ist zwar nicht falsch, doch angesichts der Tatsache, dass schon Ende 1934 die nazikritischen

Artikel überwogen und das Blatt deswegen ab 1935 in Deutschland verboten war, ist seine Beweislage eher dürftig.

Der Prozess wurde zum Desaster für die *Weltwoche*. Obschon Brentano während des Kriegs nachweislich in Zürcher Nazikreisen verkehrte und Briefe mit «Heil Hitler» unterzeichnet hatte, verfiel seine Desavouierungsstrategie. Im Buch heisst es: «Aus einer einfachen Ehrverletzungsklage [war] eine Art Musterprozess geworden – zu Fragen des Antisemitismus, der Nationalen Front, [...] zum Verhalten der Schweizer Behörden [...] und letztlich auch zur Stellung einer der wichtigen Schweizer Wochenzeitungen in der Zeit von 1933 bis 1945.» Dutzende prominenter Zeugen sagten für die eine oder die andere Seite aus. Dass Gasser seine «homosexuellen Umtriebe» vorgehalten wurden, obschon er aus seiner Homosexualität nie ein Geheimnis gemacht hatte, mag vor den Laienrichtern eine gewisse Rolle für seine Verurteilung gespielt haben. Entscheidend dürfte aber ein Dokument der Bundespolizei gewesen sein, das kurz vor Prozessende auftauchte: Manuel Gassers Mitglieder-

ausweis Nummer 8607 der Nationalen Front. Gemäss den Unterlagen war er von 1933 bis 1937 Mitglied der deutschlandfreundlichen Partei gewesen. Zeugen sagten aber aus, er habe sich 1934 zurückgezogen. Gasser beharrte darauf, von der Mitgliedschaft nichts gewusst zu haben.

Am 26. März 1947 war die Urteilsverkündung: Der Angeklagte wurde in allen Punkten schuldig gesprochen («Verleumdung», «üble Nachrede»). Die Geldstrafe betrug 3000 Franken, hinzu kam eine Gerichtsgebühr von 1000 Franken, zudem musste Gasser Brentano eine Genugtuung von 500 Franken und eine Prozessentschädigung von 8000 Franken entrichten.

Trotz gerichtlicher Reinwaschung entzog die Schweizer Fremdenpolizei Brentano im Herbst 1947 die Aufenthaltsbewilligung. Das Verhältnis zwischen Gasser und von Schumacher blieb nach dem Prozess nachhaltig gestört. Die beiden entfremdeten sich, kamen trotzdem nicht voneinander los: Bis zum Tod von Schumachers 1957 arbeitete Gasser weiter für die *Weltwoche*, danach leitete er viele Jahre die angesehene Kulturzeitschrift *Du*.

David Streiff: Manuel Gasser. Biografie. Limmat-Verlag. 732 S., Fr. 49.90.–

Gezwitscher im Bundeshaus

Das schweizerische Politmarketing entdeckt Facebook und Twitter. Wie schlagen sich die Parlamentarier in den sozialen Medien? Die *Weltwoche* hat das bislang aussagekräftigste Social-Media-Ranking der jetzigen Bundesversammlung errechnet. *Von Florian Schwab*

Wer sich gern amüsiert, folgt mit Vorteil Gerhard Pfister auf Twitter. Der CVP-Präsident hat sich offenbar zum Ziel gesetzt, die Kunst des harten Schlagabtauschs in 140-Zeichen-Botschaften unter die Kuppel des Bundeshauses zu tragen. Seit kurzem verwickelt Pfister die politischen Gegner mit offenkundiger Rauflust in Wortgefechte.

Ob sich die Präsenz in den sozialen Medien politisch auszahlt, ist allerdings umstritten. Trotz hoher Twitter- und Facebook-Kadenz wurde beispielsweise die grüne Nachwuchshoffnung Aline Trede in den Wahlen 2015 aus dem Nationalrat abgewählt. Wenn sich also Economiesuisse rühmt, die *battlegrounds* in der Abstimmung zum Atomausstieg mit Hilfe von Facebook gedreht zu haben, ist das ebenso übertrieben, wie wenn das *Magazin* in einer seiner jüngsten Ausgaben den Wahlerfolg Donald Trumps ein paar Social-Media-

Magiern ankreidet, die mit einer neuen Technik individualisierte Botschaften unter das Twitter- und Facebook-Volk streuen.

Unerschöpfliche Fundgrube

Für News-Junkies und Meinungsmacher sind Twitter und Facebook gleichwohl eine unerschöpfliche Fundgrube. Und für diejenigen Volksvertreter, die die Nähe zur Basis und die Diskussion mit ihren Wählern suchen, bieten sich hervorragende Möglichkeiten. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele Parlamentarier ihre politischen Ziele erreichen, ohne sich jemals auf Twitter oder Facebook versucht zu haben.

Die bisherigen Social-Media-Rankings von Schweizer Politikern basieren auf dem sogenannten Klout-Score. Die von der gleichnamigen Firma in San Francisco für weltweit 620 Millionen Nutzer ermittelte Kennzahl zwi-

schen 0 und 100 gilt als Standardmass für den Einfluss in den sozialen Medien. Sie widerspiegelt die Fähigkeit einer Person, in acht sozialen Netzwerken (inklusive Facebook und Twitter) Reaktionen auszulösen: Andere Nutzer kommentieren oder verbreiten Inhalte.

Zum Vergleich: US-Präsident Obama verfügt über einen Klout-Wert von 99, Gerhard Pfister über einen von 55.

Über alle Zweifel ist dieser Massstab nicht erhaben, da in den sozialen Netzwerken die automatisierte Zuordnung der Konten zu einer realen Person fehleranfällig ist. Zudem werden die in der politischen Debatte wichtigen Facebook-Seiten nur berücksichtigt, wenn sie mit einem Twitter-Konto verbunden sind.

Um dieser Unvollkommenheit entgegenzuwirken, hat die *Weltwoche* den Klout-Score mit anderen öffentlich verfügbaren Informationen angereichert. Dadurch entsteht eine Kennzahl,

DIE TWITTER-STARS

Bundespolitiker mit über 5000 Twitter-Followern

Rang	Vorname, Name	Twitter-Follower
1	Alain Berset	70 475
2	Cédric Wermuth	37 047
3	Christian Levrat	30 054
4	Natalie Rickli	21 485
5	Balthasar Glättli	16 083
6	Jacqueline Badran	13 157
7	Christa Markwalder	12 422
8	Bastien Girod	12 044
9	Pascale Bruderer Wyss	11 149
10	Hans-Peter Portmann	10 551
11	Lukas Reimann	10 074
12	Matthias Aebischer	10 012
13	Christian Wasserfallen	9 582
14	Jean Christophe Schwaab	8 331
15	Carlo Sommaruga	7 034
16	Kathy Riklin	6 807
17	Isabelle Moret	6 777
18	Roberto Zanetti	6 535
19	Toni Brunner	6 471
20	Susanne Leutenegger Oberholzer	6 240
21	Martin Bäumle	6 136
22	Ruedi Noser	5 998
23	Evi Allemann	5 646
24	Yannick Buttet	5 069
25	Philippe Nantermod	5 060

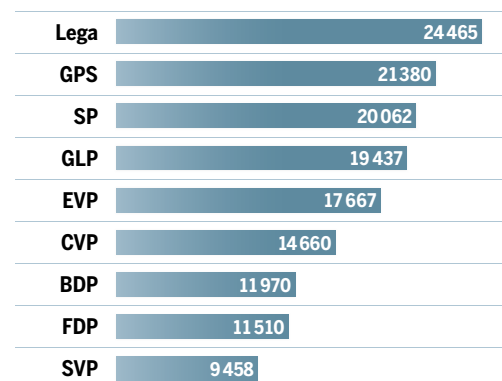
DIE FACEBOOK-KÖNNER

Diese Facebook-Seiten gaben letzte Woche zu reden. Gemessen in nach Anzahl Interaktionen (Markierungen, Weiterleitungen, Kommentare)

Rang	Vorname, Name	Anzahl Interaktionen
1	Natalie Rickli	3081
2	Lukas Reimann	921
3	Roger Köppel	771
4	Cédric Wermuth	674
5	Lorenzo Quadri	568
6	Albert Rösti	531
7	Gregor Rutz	444
8	Adrian Amstutz	431
9	Filippo Lombardi	381
10	Regula Rytz	260
11	Marco Chiesa	244
12	Erich Hess	217
13	Balthasar Glättli	215
14	Guillaume Barazzone	199
15	Marcel Dobler	198
16	Mathias Reynard	192
17	Bastien Girod	151
18	Matthias Aebischer	122
19	Thomas Aeschi	119
20	Thierry Burkart	111
21	Alain Berset	110
22	Marina Carobbio Guscetti	108
23	Thomas Ammann	106
24	Regine Sauter	100

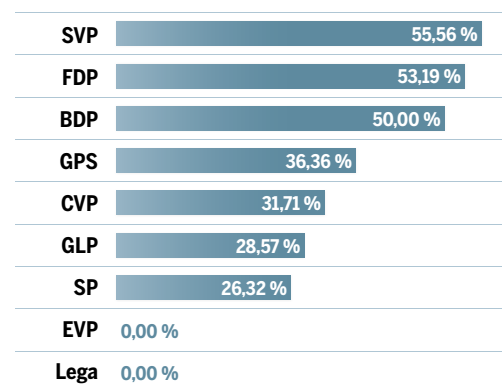
DIE PARTEIEN IM VERGLEICH

Durchschnittlicher Social-Media-Score der Bundespolitiker (nach Partei)



SOCIAL-MEDIA-MUFFEL NACH PARTEI

Prozentualer Anteil der Bundespolitiker mit einem Social-Media-Score von weniger als 5000 (nach Partei)



DIE BESTEN 20

BR = Bundesrat, NR = Nationalrat, SR = Ständerat

Rang	Vorname, Name	Kt.	Amt	Partei	Twitter	Facebook	Social Media Score
1	Natalie Rickli	ZH	NR	SVP	@NatalieRickli	@nataliericklofficial	74 895
2	Philippe Nantermod	VS	NR	FDP	@nantermod	@philippenantermod	54 369
3	Lukas Reimann	SG	NR	SVP	@lukasreimann	@lukasreimannNR	49 879
4	Cédric Wermuth	AG	NR	SP	@cedricwermuth	@cedricwermuth	48 193
5	Balthasar Glättli	ZH	NR	GPS	@bglaettli	@glaettli.ch	48 025
6	Jean Christophe Schwaab	VD	NR	SP	@jcschwaab	@jcschwaab	44 885
7	Alain Berset	FR	BR	SP	@alain_berset	@BersetAlain	44 116
8	Bastien Girod	ZH	NR	GPS	@bastien Girod	@bastien.girod	43 657
9	Min Li Marti	ZH	NR	SP	@minlimarti		40 025
10	Beat Flach	AG	NR	GLP	@beatflach	Beat Flach	37 490
11	Christian Wasserfallen	BE	NR	FDP	@cwasi	@wasserfallen.ch	37 357
12	Ruedi Noser	ZH	SR	FDP	@RuediNoser	@ruedi.noser	36 284
13	Stefan Müller-Altermatt	SO	NR	CVP	@MullerAltermatt		36 000
14	Claudio Zanetti	ZH	NR	SVP	@zac1967		36 000
15	Eric Nussbaumer	BL	NR	SP	@enusbi		35 667
16	Jonas Fricker	AG	NR	GPS	@FrickerJonas	@jonas.fricker	35 641
17	Jacqueline Badran	ZH	NR	SP	@JayBadran	Jacqueline Badran NR	35 559
18	Christian Levrat	FR	SR	SP	@ChristianLevrat	Christian Levrat	34 463
19	Carlo Sommaruga	GE	NR	SP	@CarloSommaruga	@carlo.sommaruga	33 890
20	Paul Rechsteiner	SG	SR	SP	@PaulRechsteiner	@rechsteiner.staenderat	33 472



DIE SCHLECHTESTEN 20

BR = Bundesrat, NR = Nationalrat, SR = Ständerat

Rang	Vorname, Name	Kt.	Amt	Partei	Twitter	Facebook	Social Media Score
1	Philipp Müller	AG	SR	FDP			157
2	Albert Vitali	LU	NR	FDP		@albertvitali	173
3	Karl Vogler	OW	NR	CSP		@karl.vogler.ow	289
4	Sebastian Frehner	BS	NR	SVP		Sebastian Frehner: Unser NR in Bern	331
5	Roland Eberle	TG	SR	SVP		@roland.eberle.ch	340
6	Claude Janiak	BL	SR	SP		@claudejaniak	345
7	Josef Dittli	UR	SR	FDP		@josedittli.uri	375
8	Hansjörg Walter	TG	NR	SVP		@hansjoerg.walter	385
9	Urs Gasche	BE	NR	BDP			524
10	Hans Wicki	NW	SR	FDP		@HansWickiHess	554
11	Anita Fetz	BS	SR	SP		Anita Fetz, Basel. Unsere Ständerätin	629
12	Peter Föhn	SZ	SR	SVP		Peter Föhn	634
13	Thomas de Courten	BL	NR	SVP	@thomasdecourten		684
14	Werner Luginbühl	BE	SR	BDP		@Staenderat.Luginbühl	687
15	Walter Müller	SG	NR	FDP		@WalterMuellerCH	803
16	Jacques Nicolet	VD	NR	SVP		Jacques Nicolet	819
17	Barbara Keller-Inhelder	SG	NR	SVP			962
18	Beat Arnold	UR	NR	SVP			1037
19	Raymond Clottu	NE	NR	SVP		@clottu2014	1057
20	Corina Eichenberger-Walther	AG	NR	FDP		@eichenberger.corina	1088

DIE 10 PEINLICHSTEN TWEETS

1		08.10.2012
2		15.02.2016
3		25.08.2016
4		26.11.2016
5		17.02.2016
6		01.10.2016
7		26.10.2014
8		07.09.2015
9		08.11.2016
10		01.12.2015

Die Zeitung macht mobil.



Jetzt downloaden im App- oder Google Play-Store!



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.
www.schweizamsonntag.ch

BUNDESPOLITIKER MIT EINEM KLOUT SCORE ÜBER 50

Der Klout-Score drückt die Fähigkeit aus, Leute in den sozialen Medien zum Handeln zu bringen

Rang	Vorname, Name	Punkte
1	Philippe Nantermod	69
2	Balthasar Glättli	66
3	Natalie Rickli	65
4	Jean Christophe Schwaab	63
5	Min Li Marti	62
6	Stefan Müller-Altermatt	60
7	Claudio Zanetti	60
8	Beat Flach	60
9	Alain Berset	59
10	Cédric Wermuth	59
11	Eric Nussbaumer	57
12	Bastien Girod	57
13	Roger Nordmann	56
14	Jacqueline Badran	56
15	Gerhard Pfister	55
16	Martin Landolt	55
17	Christian Wasserfallen	55
18	Lukas Reimann	55
19	Regula Rytz	54
20	Christian Levrat	54
21	Ruedi Noser	54
22	Jürg Grossen	53
23	Carlo Sommaruga	53
24	Jonas Fricker	53
25	Barbara Steinemann	52
26	Mathias Reynard	52
27	Matthias Aebischer	52
28	Paul Rechsteiner	52
29	Adèle Thorens Goumaz	51
30	Mattea Meyer	51
31	Yvonne Feri	51
32	Christa Markwalder	51

der Social-Media-Score, der zwar ebenfalls nicht den Anspruch absoluter Wissenschaftlichkeit erhebt, aber zur Schweizer Politik ein weitaus aussagekräftigeres Bild zeichnet.

Konkret errechnet sich der Social-Media-Score aus der Summe der folgenden drei Indikatoren:

1—Klout-Score: Der Klout-Score im Quadrat fliesst mit zehnfachem Gewicht in den Social-Media-Score ein. Durch diese Skalierung macht er rund 75 Prozent der Bewertung im Gesamt-Ranking aus.

2—Traffic: Anzahl Personen, die in den letzten sieben Tagen auf der Facebook-Seite eines Politikers interagiert haben, also beispielsweise einen Beitrag mit «Gefällt mir» markiert oder diesen kommentiert respektive geteilt haben. Diese Zahl ist zuverlässig und wird durch Facebook für jede Facebook-Seite veröffentlicht. Die Anzahl Interaktionen fliesst mit Faktor zwei in den Social-Media-Score ein.

3—Reichweite: Anzahl Facebook-Follower und Freunde. Die Summe aller Facebook-Freunde (persönliches Profil) und der Face-

DIE VERWEIGERER IN ALPHABETISCHER REIHENFOLGE

Bundespolitiker mit einem Social-Media-Score von null (keine nennenswerte öffentliche Twitter- oder Facebook-Präsenz)

Vorname, Name	Kt.	Amt	Partei
Andreas Aebi	BE	NR	SVP
Philippe Bauer	NE	NR	FDP
Isidor Baumann	UR	SR	CVP
Prisca Birrer-Heimo	LU	NR	SP
Ivo Bischofberger	AI	SR	CVP
Jacques Bourgeois	FR	NR	FDP
Roland Rino Büchel	SG	NR	SVP
Jakob Büchler	SG	NR	CVP
Didier Burkhalter	NE	BR	FDP
Denis de la Reussille	NE	NR	PdA
Joachim Eder	ZG	SR	FDP
Hans Egloff	ZH	NR	SVP
Christoph Eymann	BS	NR	LDP
Daniel Fässler	AI	NR	CVP
Sylvia Flückiger-Bäni	AG	NR	SVP
Kurt Fluri	SO	NR	FDP
Pierre-Alain Fridez	JU	NR	SP
Hannes Germann	SH	SR	SVP
Alois Gmür	SZ	NR	CVP
Jean-Pierre Grin	VD	NR	SVP
Hans Grunder	BE	NR	BDP
Jean-Paul Gschwind	JU	NR	CVP
Claude Hêche	JU	SR	SP
Thomas Hefti	GL	SR	FDP
Peter Hegglin	ZG	SR	CVP
Hermann Hess	TG	NR	FDP
Thomas Hurter	SH	NR	SVP
Peter Keller	NW	NR	SVP

Vorname, Name	Kt.	Amt	Partei
Karin Keller-Sutter	SG	SR	FDP
Alex Kuprecht	SZ	SR	SVP
Doris Leuthard Hausin	AG	BR	CVP
Christian Lüscher	GE	NR	FDP
Magdalena Martullo-Blocher	GR	NR	SVP
Ueli Maurer	ZH	BR	SVP
Lisa Mazzone	GE	NR	GPS
Tiana Angelina Moser	ZH	NR	GLP
Thomas Müller	SG	NR	SVP
Leo Müller	LU	NR	CVP
Guy Parmelin	VD	BR	SVP
Bruno Pezzatti	ZG	NR	FDP
Markus Ritter	SG	NR	CVP
Géraldine Savary	VD	SR	SP
Louis Schelbert	LU	NR	GPS
Martin Schmid	GR	SR	FDP
Barbara Schmid-Federer	ZH	NR	CVP
Johann N. Schneider-Ammann	BE	BR	FDP
Pirmin Schwander	SZ	NR	SVP
Anne Seydoux-Christe	JU	SR	CVP
Simonetta Sommaruga	BE	BR	SP
Hans Stöckli	BE	SR	SP
Alexander Tschäppät	BE	NR	SP
Erich von Siebenthal	BE	NR	SVP
Bruno Walliser	ZH	NR	SVP
Beat Walti	ZH	NR	FDP
Thomas Weibel	ZH	NR	GLP
Walter Wobmann	SO	NR	SVP

book-Follower (Facebook-Page) fliesst mit einfachem Gewicht in den Social-Media-Score ein. Die Anzahl Follower für eine Facebook-Seite wird durch Facebook publiziert, und die Anzahl Facebook-Freunde ist, je nach Privatsphäre-Einstellungen, für die meisten Parlamentarier ebenfalls öffentlich einsehbar.

Ein Beispiel: Ein Parlamentarier hat einen Klout-Score von 35. Auf seiner Facebook-Seite haben in der letzten Woche 300 Personen interagiert. Sein privates Facebook-Profil hat 2500 Freunde, und seiner Facebook-Page folgen 3500 Personen: Der Social Media Score beträgt $35^2 \times 10 + 2 \times 300 + 2500 + 3500 = 18\,850$.

Links Twitter, rechts Facebook

Die *Weltwoche* hat den Auftritt sämtlicher Mitglieder des National- und des Ständerats sowie der Landesregierung ausgewertet. Mit Nationalrätin Natalie Rickli schwingt eine sowohl auf Twitter als auch auf Facebook sehr aktive SVP-Frau obenaus. Dies ist umso bemerkenswerter, als sich Rickli vor ein paar Jahren aufgrund eines Burnouts eine Pause von den sozialen Medien verordnet hatte.

Am anderen Ende der Skala befindet sich der frühere FDP-Chef Philipp Müller. Allerdings ohne Verschulden: Vor einigen Wochen hat ein Hackerangriff Müllers sämtliche Facebook-Freundschaften ausradiert.

Verdient ist dagegen das schlechte Abschneiden seines Parteifreunds aus dem Kanton Luzern, Albert Vitali, auf dem zweitletzten Platz. Dieser veröffentlicht alle paar Monate einmal einen Beitrag auf einer Facebook-Seite mit nur 173 Followern. Ein Twitter- oder ein privates Facebook-Konto hat Vitali nicht.

Anstatt schlecht, macht man es besser wie die 56 Parlamentarier ohne öffentlich zugängliche Facebook- oder Twitter-Präsenz (Social-Media-Score von 0). Die höchste Verweigerer-Quote weist die SVP mit 55 Prozent auf.

Während die linken Parlamentarier tendenziell auf Twitter vertrauen, sind die Volksvertreter auf der rechten Seite des Spektrums eher auf Facebook aktiv.

Es gibt aber Ausnahmen: Der auf Twitter omnipräsente SVP-Nationalrat Claudio Zanetti schafft es ohne Facebook-Präsenz auf den Gesamtrang 14. ○

Irrtümer der Vorsorge

Die Reform der AHV wird nicht ernsthaft genug angegangen. Die Autoren erläutern hier elf Denkfehler, die für künftige Generationen fatal sind.

Von Christoph A. Schaltegger und Patrick Leisibach

Der ehemalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker meinte vor einigen Jahren in einem Interview: «Die ganze Kunst der Politik besteht darin, das langfristig Notwendige kurzfristig mehrheitsfähig zu machen.» In der derzeitigen Rentendiskussion in den eidgenössischen Räten ist davon wenig zu spüren. Stattdessen wird mit Verweis auf Volkes Meinung an der Definition des Notwendigen geschraubt. Man verweist auf Umfragen und repetiert unbeschen Deutungen von Demoskopern. Unserer Ansicht nach gehören in diesem Zusammenhang elf Denkfehler auf eine schwarze Liste.

Denkfehler 1: «Es ist alles halb so schlimm – schon in der Vergangenheit waren die AHV-Szenarien oft zu pessimistisch.» — Der Trend ist eindeutig und sehr stabil: Die Lebenserwartung der 65-Jährigen stieg seit 1948 je nach Geschlecht um rund 7 bis 8,5 Jahre. Erhöht wurde das gesetzliche Rentenalter der Männer jedoch nie, dasjenige der Frauen sogar gesenkt. Bereits vor 2030 werden zwei Erwerbstätige (Vollzeitäquivalente) für einen Rentner aufkommen müssen. Beide Faktoren stellen ein umlagefinanziertes Rentensystem wie die AHV vor grosse finanzielle Herausforderungen. Szenarien beruhen immer auf bestimmten Annahmen und sind deshalb mit Unsicherheit behaftet. Die (inzwischen modifizierten) negativen AHV-Szenarien trafen erst mit Verzögerung ein, da Konjunktur und Zuwanderung lange Zeit unterschätzt wurden. Daraus zu schliessen, auch in Zukunft treffe das zu, ist unrealistisch oder brächte höchstens ein wenig Aufschub.

Denkfehler 2: «Ein AHV-Ausbau hilft den armen Alten und reduziert die Altersarmut.» — Eine AHV-Rentenerhöhung vergrössert nicht nur das Finanzloch zusätzlich, sondern verfehlt auch die beabsichtigte Wirkung. Für Leute mit tiefen Einkommen sind Rentenerhöhungen ein Negativspiel, da die Ergänzungsleistungen (EL) im selben Ausmass gekürzt werden, Renten im Gegensatz zu EL jedoch versteuert werden müssen. Zudem würden einige Rentner ihren EL-Anspruch (und die damit verbundene Mindesthöhe) sogar ganz verlieren. Ein AHV-Ausbau in dieser Form ist Placebo-Politik mit der Giesskanne und führt zu einer absurden Umverteilung von unten nach oben. Altersarmut konnte in der Schweiz – nicht zuletzt dank EL – praktisch ausgelöscht werden.



Renten stagnieren keineswegs.

Denkfehler 3: «Die AHV ist der zweiten Säule überlegen, weil das Zinsniveau noch lange niedrig bleiben wird.» — Es mag zutreffen, dass ein Lohnfranken im momentanen Tiefzinsumfeld in der AHV effizienter eingesetzt ist als in der zweiten Säule. So ist ganz allgemein die interne Rendite eines Umlageverfahrens grösser, wenn das Lohnwachstum hoch ist, die Zinsen tief sind und mit dem Bevölkerungswachstum ein «biologischer Zins» wirkt. Rentenpolitik muss generationenübergreifend stabil sein. Es ist deshalb sinnvoll, die Risiken mittels unterschiedlicher Finanzierungsverfahren zu streuen. Wie lange die Tiefzinsphase noch anhalten wird, darüber streiten sich die Ökonomen. Auf ewig werden die Zinsen nicht bei null bleiben.

Denkfehler 4: «Es braucht keinen Interventionsmechanismus in der AHV. Die Politik kann die notwendigen Anpassungen selbst vornehmen.» — Rentenpolitik wirkt generationenübergreifend, wird aber im üblichen Kuhhandel innerhalb der heutigen Generationen betrieben. Der um Wählerstimmen besorgte Politiker hofft bei jeder Debatte aufs Neue, die nötigen Massnahmen liessen sich ein weiteres Mal auf später vertagen. Selbst wenn sich das jetzige Parlament auf die nötigen Reformen einigen könnte, fehlte es den gegebenen Verspre-

chen an Glaubwürdigkeit. Spätestens beim nächsten Parlament wirken Anreize, die zuvor beschlossene Rentenpolitik wieder zur Disposition zu stellen und sich den Interessen bestimmter Gruppen zu beugen. Ökonomen sprechen in diesem Fall von «Zeitinkonsistenz». Heute optimale Politik fällt den politischen Anreizen von morgen zum Opfer. Gerade bei der AHV ist es deshalb zwangsläufig erforderlich, Regeln zu definieren, die Politiker an zeitkonsistentes Verhalten binden (Interventionsmechanismus).

Denkfehler 5: «Eine Schuldenbremse für die AHV lässt sich auch später noch verwirklichen.» — Das stimmt theoretisch, wird in der politischen Praxis aber zusehends schwieriger. Das Medianalter der Abstimmenden liegt momentan bei rund 56 Jahren und steigt in den nächsten Jahren kontinuierlich weiter. Die zunehmende «Gerontokratisierung» der Demokratie dürfte sich auf die Reformfähigkeit der Rentenpolitik kaum positiv auswirken. Gemäss einer kürzlich veröffentlichten Umfrage von Avenir Suisse findet die AHV-Schuldenbremse bei den unter 45-Jährigen eine Mehrheit. Mit zunehmendem Alter sinkt die Zustimmung. Klar ist: Zuwarten schadet.

Denkfehler 6: «Die letzte AHV-Revision liegt zwei Jahrzehnte zurück. Seither wurden die

Renten nicht mehr erhöht. Eine Anpassung ist deshalb längst überfällig.»

— Die Renten stagnieren keineswegs. Alle zwei Jahre werden sie an die Entwicklung der Löhne und der Teuerung angepasst. Wobei es korrekt «erhöht» heissen müsste, da die Renten 2017 sonst gekürzt würden. Weil die Löhne in der Vergangenheit stärker stiegen als die Preise, erhöhte sich auch die reale AHV-Rente über die Zeit. Die Kaufkraft bestehender Renten nahm zu. Bei Neurentnern hatte diese Entwicklung jedoch eine tiefere AHV-Ersatzrate (Lohnersatz durch Renten) zur Folge. Für den Gesamteffekt muss allerdings auch die gestiegene Lebenserwartung berücksichtigt werden. Laut Avenir Suisse stieg die gesamte AHV-Summe, die einem durchschnittlichen AHV-Rentner in seinem Rentnerleben ausbezahlt wird, zwischen 1980 und 2014 real um 57 Prozent (25 Prozent seit 1997). Auch eine längere Bezugsdauer bei gleichbleibender Beitragsdauer ist ein AHV-Ausbau, der finanziert werden muss.

Denkfehler 7: «Der Arbeitsmarkt ist für ein höheres Rentenalter gar nicht bereit – über 50-Jährige finden kaum mehr einen Job.»

— Auf dem Schweizer Arbeitsmarkt herrscht praktisch Vollbeschäftigung. Die hohen Zuwanderungszahlen zeugen von anhaltendem Personal-mangel. Es ist auch wissenschaftlich belegt, dass der Arbeitsmarkt ein schrittweise erhöhtes Rentenalter absorbieren kann. Die Arbeitslosenquote bei den über 55-Jährigen ist unterdurchschnittlich tief, die Erwerbsquote in den vergangenen Jahren markant gestiegen. Einzelfälle mögen vorkommen, an Evidenz für eine systematische Benachteiligung von älteren Arbeitnehmern fehlt es jedoch. Wenn in den nächsten Jahren die Babyboomer in Rente gehen und gleichzeitig die Zuwanderung restriktiver gestaltet wird, dürfte der Arbeitsmarkt zusehends austrocknen.

Denkfehler 8: «Längeres Arbeiten schafft Arbeitslosigkeit bei den Jungen.»

— Diese Behauptung gleicht dem vorherigen Argument und ist nicht minder falsch. Wie so oft liegt die Ursache in einem fehlenden Verständnis für einfachste wirtschaftliche Zusammenhänge. Die Arbeitsmenge ist nicht fix gegeben, Arbeit ist keine Frage der simplen Verteilung. Wächst die Wirtschaft, steigt die Anzahl Arbeitsplätze. Eine höhere Anzahl Arbeitsplätze produziert mehr Güter und Dienstleistungen, zusätzliches Einkommen wird generiert. Als Folge steigt die Nachfrage und damit auch die Zahl der zusätzlich benötigten Arbeitskräfte. Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass eine hohe Erwerbsquote bei den Älteren mit einer hohen Erwerbsbeteiligung der Jungen einhergeht.

Denkfehler 9: «Die Menschen sind körperlich und geistig gar nicht in der Lage, mit über 65 zu arbeiten.» — Klar gibt es Berufsfelder, in denen man nicht ohne weiteres länger arbeiten

kann. Nichtsdestotrotz nimmt der Anteil der Beschäftigten, die ihr Brot mit harter körperlicher Arbeit verdienen, fortwährend ab. Im Durchschnitt lebt der Schweizer nicht nur länger, er ist auch länger gesund und arbeitsfähig. Ökonomen um Axel Börsch-Supan haben in einer Studie für Deutschland kürzlich berechnet, dass der Gesundheitszustand bei mindestens zwei Dritteln der Menschen eine Berufstätigkeit bis 70 Jahre erlauben würde. Zumindest Teile dieses grossen Potenzials gilt es, produktiv zum Wohle der Gesellschaft zu nutzen.

Denkfehler 10: «Die Produktivität sinkt mit zunehmendem Alter. Länger arbeiten macht deshalb keinen Sinn.»

— Träfe dies wirklich zu, hätten die im demografischen Wandel begriffenen Gesellschaften ein ernsthaftes Problem. Aufgrund der alternden Erwerbsbevölkerung sänke die gesamtwirtschaftliche Produktivität und damit letztlich auch der Wohlstand. Glücklicherweise gibt es in der ökonomischen Literatur aber kaum Hinweise auf mit dem Alter sinkende Produktivitätsraten. Beobachtet wird einzig, dass die Produktivität ab einem gewissen Alter (ab 50 bis 55) oft nicht mehr weiter steigt.

Denkfehler 11: «Den jüngeren Generationen fehlt es an Solidarität – sie provozieren einen Generationenkonflikt.»

— Auch die jüngeren Generationen sind bereit, sich solidarisch zu zeigen und ihren Teil zum Generationenvertrag beizutragen. Für sie ist es keine Frage der Solidarität, sondern der Nachhaltigkeit. Es stellt sich die Frage, ob sich die später einmal zu erwartenden Leistungen mit den eigenen Verdiensten in etwa die Waage halten. Um die Zukunftsaussichten der einbezahlten Beiträge steht es dabei nicht gut. Die Zahlen zeigen: Die heute in Rente gehende Generation profitiert von zu grosszügigen Leistungen, die langfristig ohne einschneidende Reformen nicht finanzierbar sind.

Angesichts der Faktenlage überrascht es nicht, dass die AHV-Schuldenbremse bei den jüngeren Generationen mehrheitlich Zustimmung findet. Dafür verantwortlich ist nicht etwa fehlende Solidarität, sondern ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber Versprechungen in der Rentenpolitik. Mit einer Rentenreform ohne Schuldenbremse ist deshalb nicht viel zu gewinnen. Namentlich das Problem der Zeitinkonsistenz lässt sich nicht einfach mit einem Paket aus Vor- und Nachteilen für alle heute lebenden Generationen entschärfen.

Christoph A. Schaltegger ist Ordinarius für Politische Ökonomie an der Universität Luzern. Er lehrt auch an der Universität St. Gallen zum Thema öffentliche Finanzen.

Patrick Leisibach ist wissenschaftlicher Assistent an der Universität Luzern.

Unternehmen

Immer dicker

Börsenkotierte Firmen müssen beweglich bleiben.

Der Bundesrat hat kürzlich die Botschaft zur Revision des Aktienrechts verabschiedet und ans Parlament weitergegeben. Diese Revision dauert bereits neun Jahre und hat schon viele Kurven hinter sich. 2007 stand die Anpassung von Regeln zur Corporate Governance, zur Mitsprache der Aktionäre an der Generalversammlung, zur Rechnungslegung oder zu den Kapitalstrukturen im Vordergrund. Dann wurde die Minder-Initiative gegen die Abzockerei lanciert, und sofort stand die Aktienrechtsrevision im Bann der Lohnpolitik in Unternehmen. Nach der Annahme der Minder-Initiative sollen nun diese Regeln ins Aktienrecht überführt werden, aber mittlerweile hat das Geschlechterthema mit der Gleichstellungspolitik mehr Aufmerksamkeit erlangt.

Trotz ablehnender Stimmung in der Vernehmlassung hat Bundesrätin Simonetta Sommaruga Mindestquoten für Frauen im Verwaltungsrat (30 Prozent) und in der Geschäftsleitung (20 Prozent) in den Vorschlag gepackt. Hinzu kommen Transparenzvorgaben für den Rohstoffsektor, und am Horizont des internationalen *soft law* zeichnen sich Richtlinien zu Nachhaltigkeit, Fairness im Handel und Ähnliches ab. Die Pflichtenhefte der börsenkotierten Aktiengesellschaften werden immer dicker, und viele fragen sich, ob solche Unternehmen noch beweglich und fit genug sind, um sich gegen schlankere, eigentümergeführte oder Private-Equity-finanzierte Typen wehren zu können.

Da fällt der Blick auf ein Forschungspapier der Wirtschaftswissenschaftler Kathleen Kale und René M. Stulz in der Reihe des amerikanischen National Bureau of Economic Research mit dem Titel «Ist die amerikanische kotierte Aktiengesellschaft in Schwierigkeiten?». Kale und Stulz schreiben kurz und bündig: «Alles in allem scheint es den kotierten Firmen an Ambitionen, richtigen Anreizen und Entfaltungsmöglichkeiten zu fehlen. Sie zahlen Kapital an die Aktionäre zurück und häufen bei sich Liquidität an, statt dass sie Geld aufnehmen, um mehr zu investieren.» Die zitierten Statistiken passen dazu. 2015 gab es in den USA nur noch halb so viele börsenkotierte Firmen (3766) wie zwanzig Jahre zuvor, und bei grösseren Gesellschaften dominieren im Aktionariat die institutionellen Investoren. *Beat Gygi*

Hightech aus dem Wald

Katharina Lehmann hat die Führung des Familienunternehmens Lehmann seinerzeit jung und unvorbereitet übernommen. Heute ist die Firma im Holzbau an der Weltspitze.

Von Beat Gygi und Martin Mischkulnig (Bild)

Wie ein kleines Dorf wirkt das Familienunternehmen Lehmann, das in der Nähe von Gossau SG in ländlicher Umgebung eine Art Produktions- und Wirtschaftskreislauf betreibt. Im Zentrum dieses Weilers namens Erlenhof steht ein älteres Wohnhaus, darum herum etwa ein Dutzend Gebäude und Silos von unterschiedlichem Alter, was die Wachstumsgeschichte der Firma veranschaulicht. Am Rand des Areals stehen Schnittholzstapel, dahinter liegen angelieferte Baumstämme, in der Luft sieht man Förderbänder, und am Boden gibt es ein kleines Strassensystem, auf dem Gabelstapler verkehren. Auch die Chefin des Unternehmens, das mit rund 250 Mitarbeitern auf einen Jahresumsatz von etwa hundert Millionen Franken

1950er Jahren kam eine Zimmerei hinzu, dann waren Holzbauten für die Landwirtschaft lange Zeit ein wichtiges Geschäft, bis es in den achtziger Jahren einbrach. «Dann musste man sich wieder etwas Neues suchen. Jede Generation muss immer wieder von neuem schauen, wie es mit der Firma weitergeht», sagt Katharina Lehmann im Gespräch im Büro des früheren Wohnhauses mitten im Areal.

Zusammenbau nach Ikea-Art

Sie hat die Führung der Firma 1996 übernommen, und zwar völlig unerwartet und unvorbereitet. Nach einem Schlaganfall ihres Vaters war sie, wie sie schildert, an jenem betreffenden Morgen die Einzige, die zur Stelle war, 24-jährig, noch im Wirtschaftsstudium an der Universität St. Gallen und ohne Erfahrung im Betrieb. Sie sprang ein, es ging auch um die Zukunft von über fünfzig Mitarbeitern. Die Kaderleute unterstützten sie voll, und sie blieb dann, wie sie sagt, mehr oder weniger hängen. Sie sah sich in der Pflicht, Verantwortung zu übernehmen, war sich allerdings ihrer speziellen Lage bewusst. «Ich hatte vier Handicaps: Frau, jung, studiert und Tochter. Dass wir als Firma überlebten, lag primär an den Mitarbeitern», meint sie. Längere Zeit habe sie sich in einer Stellvertreterrolle gesehen, habe das Studium noch abgeschlossen, dann aber gesehen: «Ich will weitermachen und die Unternehmung weiterentwickeln.»

Heute sind im Erlenhof drei Unternehmen unter gemeinsamer Führung vereinigt. Die Holzverarbeitung mit dem Sägewerk beschafft das Holz aus den regionalen Wäldern und verarbeitet es so weit als möglich zu Massivholzprodukten. Die Ausbeute an Schnittholz beträgt etwa sechzig Prozent, der übrige Teil geht als Restholz in Heizprodukte wie Pellets oder Rindenbriketts oder erzeugt im firmeneigenen Energiekreislauf Wärme und Strom. Schnittholz ist Ausgangspunkt für die beiden anderen Standbeine der Gruppe: einerseits für den Bau von Holzsilos zur Lagerung von Streusalz, andererseits für den Holzbau, der auf Bauten in allen Variationen ausgerichtet ist, auch auf Umbauten. Der Holzbau ist in jüngerer Zeit regelrecht entfesselt worden, denn die Möglichkeiten zur Verarbeitung, die Variationen beim Gestalten haben dank neuer Technik rasant zugenommen. Freiformen oder «Free forms» heissen die Zauberwörter, die der Blumer-Lehmann AG eine neue Welt eröffnet haben.



Leidenschaft für den Rohstoff, der vor der Haustür

Nein, im Grunde ist es umgekehrt: Das Unternehmen hat sich die neue Welt eröffnet, denn der Übergang zum Freiformbau war harte Arbeit mit vielen unternehmerischen Risiken. Wenn Katharina Lehmann ihre Freeform-Projekte an Veranstaltungen vor grösserem Publikum vorstellt, ist ein bewunderndes Raunen zu hören. Geschwungene Dächer, weit ausladende Konstruktionen in Formen, die an

Der japanische Star-Architekt Shigeru Ban brachte die Holzbauer an ihre Grenzen.

Pflanzen oder Gotik erinnern, filigrane Stützen – bisweilen hat man das Gefühl, die Gebäude seien direkt vom Computerbildschirm in die Wirklichkeit verschoben worden. Bekannte Projekte sind etwa die Hallen am Flughafen Oslo, das Gebäude für die Swatch-Gruppe in Biel oder das neue Tamedia-Gebäude in Zürich. Besonders spektakulär wirkt der Bau,

Lindt
BATONS KIRSCH
KIRSCHSTENGELI

**Beliebter
als Socken und
Krawatten.**

kommt, muss auf die Bremse treten, wenn sie mit dem Auto durchs Fabrikgelände fährt und dabei auf Lastwagen am Manövrieren trifft.

Katharina Lehmann, Präsidentin des Verwaltungsrats, erklärt auf der Fahrt kurz ein paar Gebäude und Produktionsschritte, zeigt auf Dekorationen, die vom jüngsten Firmenfest noch an einem Gebäude hängen. Sie kennt die Leute und jede Ecke des kleinen Dorfes, sie ist hier aufgewachsen, und seit zwanzig Jahren führt sie das mittlerweile 141-jährige Familienunternehmen in fünfter Generation. Am Anfang war es ein Sägewerk gewesen, das seine Antriebsenergie aus dem nahen Bach bezog, in den



wächst: Unternehmerin Katharina Lehmann.

der für die Firma den Start in die neue Welt bedeutet hatte: die Anlage für den Nine Bridges Golf Club in Südkorea. Der japanische Star-Architekt Shigeru Ban hatte eine Konstruktion entworfen, welche die Holzbauer an ihre Grenzen brachte, und 2009 kam die Anfrage an Blumer-Lehmann, da die Firma im Spezialholzbau schon viel Erfahrung hatte. Katharina Lehmann: «Wir haben zugesagt. Das Wagnis war gross, aber wir fanden, dass eine Technologie damit verbunden ist, die uns langfristig interessiert.»

Der Zeitplan war äusserst knapp, das meiste war neu, Erfahrungswerte gab es kaum. Vorher ist diese Art von Holzbau nach ihren Worten technisch noch nicht möglich gewesen. Klar, man hatte schon viel Erfahrung im Ingenieurholzbau und den Prinzipien der Vorfertigung: detaillierte, IT-unterstützte Planung, Vorfertigung der Holzteile in der Werkstatt, Transport zur Baustelle, rascher Zusammenbau an Ort und Stelle, sozusagen nach Ikea-Art. Aber das neue Projekt erforderte in grossem Stil eine

neue Ausrüstung: Computerprogramme, Methoden zum Übersetzen auf die Maschinen, die Holzbearbeitungsmaschinen selber, die Hallen dafür. Im Freiformbau gibt es kaum uniforme Teile, jedes Bauteil wird als Einzelstück errechnet und entsprechend gefräst. Bevor also die Tausenden von Holzteilen aus der Maschine kommen, entsteht quasi ein Datenberg.

Wagnis in Korea

Im Winter 2010 stand das Gebäude in Korea, das Wagnis hatte sich gelohnt – die Holzbau-firma war in ihrer Disziplin an der Weltspitze. Und der Freiformbau führte zu neuen Projekten und einer anderen Art der Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten, zwischen Architekten, Ingenieuren, Technikern, Haus-technikern, Holzbauern. Katharina Lehmann nimmt ein A4-Blatt in die Hand, zerknüllt es ein wenig und legt es wieder auf den Tisch. «Jetzt sehen Sie, wenn ich an dieser Ecke ziehe oder drücke, was sich da alles zugleich mitbewegt, so ist die Zusammenarbeit im Freiform-

bau», meint sie. Man arbeite nicht mehr nach traditioneller Planung mit klaren Abfolgen einzelner Schritte, sondern eher wie in einem Netz, das sich bei jeder Änderung der Lage gleich wieder in allen Knoten anpasst.

Was ist der künftige Weg, wie sieht die Strategie zur Entwicklung der Gruppe aus? Ersetzen nun immer mehr Maschinen die Handarbeit? Nein, meint Katharina Lehmann, die Technik eröffne einfach neue Möglichkeiten. Zur Strategie könne sie nur sagen, dass Wachstum an sich nie ein Ziel gewesen sei und es auch nicht sein werde. Das Unternehmen entwickle sich über die Gelegenheiten, die sich böten, über Chancen, bei denen man jeweils ja oder nein sage – wobei heute die Kunst der Unternehmensführung fast eher darin bestehe, nein sagen zu können.

Ein Ziel sei ihr aber besonders wichtig: Das Unternehmen solle familiär bleiben, auch wenn es grösser werde. Und die Leidenschaft für Holz und Holzbau soll erhalten bleiben, denn das Bewusstsein, dass man mit einem Rohstoff, der vor der Haustür wächst, High-tech-Konstruktionen erstellen könne, sei eine starke Triebfeder. Und man werde kämpfen, dass man so viel als möglich vom Schweizer Standort aus machen könne. Das hängt für sie nicht nur mit Löhnen oder Preisen zusammen, sondern auch mit der ganzen Arbeitsteilung und den Prozessen beim Bauen. Sie skizziert auf einem Blatt, wer in der Bauwirtschaft bei Entwicklung, Planung, Fertigung, Bauen sowie Service und Unterhalt in der ganzen Kette etwa wie viel verdient und wie komplex all die Schnittstellen sind. Ihr Ziel ist es, wieder zu einer direkteren Beziehung zwischen Kunde und Produzent zu kommen, und sie sagt: «Mein Gefühl sagt mir, dass der Produzent künftig wieder gestärkt wird.» ○

Schenken Sie ihm das Original zu Weihnachten.

Lindt
BATONS KIRSCH
KIRSCHSTENGELI

Das Jahr des Wladimir Putin

Donald Trump hat zwar 2016 die wichtigste Wahl gewonnen, aber Russlands Präsident ist der eigentliche Sieger des Jahres: In zwölf Monaten ist er vom Paria zum unverzichtbaren Global Player geworden. *Von Wolfgang Koydl*

Der Auftritt war gewohnt imperial: Fanfarenstösse kündigten den Präsidenten an, goldene Flügeltüren flogen auf, und flankiert von salutierenden Wachen betrat Wladimir Wladimirowitsch Putin, Präsident der Russischen Föderation, den opulenten Georgssaal im Moskauer Kreml – mit finsterer Miene und dem wiegenden Gang eines kraftmeiernden Möbelpackers auf dem Weg zum nächsten Kleiderschrank. Entrée und Bühne – gleichermassen massgeschneidert für den Führer einer Weltmacht.

Doch in seiner Rede verknipte sich der Kremlchef jeden Hauch von Triumphalismus und Grössenwahn. Im Gegenteil: So langweilig und langatmig waren seine Ausführungen zur Lage der Nation, dass Ministerpräsident Dmitri Medwedew in der ersten Reihe der mehr als tausend Zuhörer aus Politik, Militär, Wirtschaft und Volk mitunter einzunicken schien.

Die Weltläufte kamen in Putins Ansprache nur am Rande vor, noch nicht einmal die Konflikte in Syrien und in der Ukraine wurden ausführlich gewürdigt. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Innenpolitik und lobte das russische Volk als «grössten Reichtum des Landes». Aufmerksamere Zuhörer als der schläfrige Medwedew bemerkten freilich, dass Putin auch die «gemeinsame Verantwortung mit den USA für die Stabilität» in der Welt hervorhob. Nur einmal blitzte er auf: der Anspruch, auf Augenhöhe mit der Supermacht behandelt zu werden.

Chuzpe, Glück, Geschick

Die Zurückhaltung Putins war insofern bemerkenswert, als er allen Grund zu Selbstzufriedenheit, ja Stolz hätte. Denn 2016 war sein Jahr. Donald Trump mag der Überraschungssieger der amerikanischen Präsidentenwahl gewesen sein, doch Putin ging über die lange Distanz von zwölf Monaten als Gewinner aus den bewegenden Ereignissen hervor. Von einem «turnaround year» sprach Ex-Kremlberater Alexei Tschesnakow, also von einem Jahr, in dem es dem Russen gelungen ist, die Umstände zu seinen Gunsten zu wenden. Aus dem Paria der Weltpolitik wurde erneut ein unverzichtbarer Global Player.

Geschafft hat er das mit einer Mischung aus Glück, Geschick und Chuzpe. Der jiddische Ausdruck bezeichnet frech-forsches Auftreten, die Bereitschaft zu unerwarteten und notfalls riskanten Entscheidungen: die Verlegung von Atomraketen an die polnische Grenze, die Aufkündigung des Plutonium-Abkommens mit den USA, der Auszug aus dem internationalen



Win-win-Situation: Präsident Putin.

Strafgerichtshof – sie alle waren Beispiele für Putins kalkuliertes Vabanquespiel. Hinzu kommt seine Fähigkeit, Schachzüge von langer Hand vorzubereiten und geduldig abzuwarten. Vor allem aber ist er ein Meister darin, die Schwächen seiner Gegner auszunutzen: «Wladimir hat ein schlechtes Blatt brillant gespielt», musste selbst Transatlantiker und *Zeit*-Herausgeber Josef Joffe neidlos anerkennen.

Der unfreiwillig beste Verbündete Putins war Barack Obama, einer der aussenpolitisch schwächsten US-Präsidenten seit Jahrzehnten. «Putin muss sich erstaunt die Augen gerieben haben, wie die USA unter Obama abrüsteten und sich überall zurückzogen», resümierte Joffe die beiden Amtszeiten eines Präsidenten, dessen aussenpolitisches Engagement oft nur darin zu bestehen schien, vom bequemen Ohrensessel aus per Drohne unliebsame Gegner abschiessen zu lassen. Putin habe weitgehend risikolos in das Vakuum vorstossen können, das Obama hinterliess, urteilte Joffe.

Strafmassnahmen

Im letzten Januar hätte die Ausgangslage für Putin nicht trostloser sein können. Sein Land war international wegen der Ukraine-Krise weiterhin geächtet und weitgehend isoliert. Europäer und Amerikaner bekräftigten ihren Zusammenhalt gegen den russischen «Aggressor» und erneuerten die über Moskau verhängten Sanktionen. Zu allem Überfluss hintertrieben die USA dann noch den Verkauf russischer Staatsanleihen, mit dem Moskau seinen Haushalt sanieren wollte.

Diese ökonomischen Strafmassnahmen waren schmerzhaft, doch als weitaus verheerender erwies sich der weltweite Absturz der Energiepreise. Öl kostete weniger als 30 Dollar pro Barrel, und Analysten von Morgan Stanley sagten einen weiteren Sinkflug auf unter 20 Dollar voraus. Russland aber hat einen Barrelpreis von mindestens 50 Dollar für seinen Etat budgetiert. Die Opec, angestiftet von Amerikas saudischen Freunden, verhinderte jedoch jede Drosselung der Förderung.

In Syrien, wo die russische Luftwaffe seit September 2015 auf Seiten des Regimes von Präsident Baschar al-Assad Angriffe gegen Rebellen flog, drohte sich Moskau unentwerrbar in den Krieg zu verstricken, ohne Aussicht auf einen militärischen Durchbruch. Gänzlich unerwartet drohte ein Konflikt mit der Türkei, nachdem die türkische Luftwaffe einen russischen Kampfjet abgeschossen hatte.

Die womöglich schwärzesten Unwetterwolken allerdings türmten sich in den Vereinigten Staaten auf, wo Hillary Clinton antrat, um mühelos wie eine Eisläuferin ins Weisse Haus zu gleiten. Für Putin war sie die grösstmögliche politische Katastrophe. Längst hatte sie den «Reset»-Knopf, den sie als Aussenministerin im Verhältnis zu Moskau gedrückt hatte, blockiert und war zu säbelrasselnder Rhetorik gegen-

über Russland zurückgekehrt. Putin-Berater Sergei Glasjew (siehe Interview Seite 54) war nicht der Einzige, der für den Fall ihrer Wahl den Ausbruch eines Weltkrieges befürchtete.

Zwölf Monate nach jenem trüben Januar kann sich Putin entspannt zurücklehnen. In Russland ist er nach wie vor unangefochten die Nummer eins: Mehr als 83 Prozent der Russinnen und Russen halten ihn für unersetzlich – davon kann auch die alternativlose Angela Merkel nur träumen. Im Vorjahr kam er «nur» auf 60 Prozent. Im Herbst brach die Präsidentenpartei Einiges Russland bei den Duma-Wahlen alle Rekorde, und die Verhaftung von Wirtschaftsminister Alexei Uljukajew erinnerte Moskaus Wirtschaftsliberale schockartig daran, dass noch immer Putins Kameraden aus der Energiebranche die Richtung vorgeben. Der einzig bittere Tropfen in dem überschäumenden Kelch guter Nachrichten war der Ausschluss russischer Athleten von den Olympischen Spielen in Rio.

Noch besser sieht es für Putin im Ausland aus. Wenn er sich auf dem Tableau seiner Amtskollegen umblickt, kann er mit Genugtuung konstatieren, dass gerade jene Rückschläge erlitten oder ganz vom Spielfeld gefegt wurden, die ihm den härtesten Widerstand entgegengesetzt hatten. Von den sieben Weltenlenkern, die beim G-7-Gipfel im Mai im japanischen Kurort Ise-Shima einträchtig Bäumchen pflanzten, werden vier beim nächsten Treffen 2017 auf Sizilien nicht dabei sein: US-Präsident Barack Obama, Frankreichs Staatschef François Hollande, der Regierungschef der Gastgeber nation Italien, Matteo Renzi, und Britanniens Ex-Premierminister David Cameron.

Putin, im Jahr 2014 aus dem erlauchten Kreis ausgeschlossen, kann sich klammheimlich die Hände reiben. Denn einige der Nachfolger der gestürzten Staatsmänner bringen Russland mehr Aufgeschlossenheit entgegen. Das trifft vor allem auf die USA zu. Bei allen Vorbehalten, die Moskau für Donald Trump hegt, überwiegt die Sympathie für einen Präsidenten, der sich nicht nur positiv über sein russisches Pendant geäussert, sondern auch eine Anerkennung des Anschlusses der Krim in Aussicht gestellt hat. Die Europäer, die im Januar die Sanktionen gegen Russland verlängern wollen, fragen sich bange, ob Trump mitziehen werde. Die wirklich wichtige Personalie im amerikanischen Ukraine-Poker ist indes nicht der Präsident, sondern sein Vize: Mit Joe Biden verliert Kiew seinen grössten Fürsprecher in Washington.

Den Russen ist nicht verborgen geblieben, dass Trump Generäle mit eisenbeissender Kalter-Krieg-Rhetorik in sein Team berufen hat. Doch dafür übernimmt mit Exxon-Manager Rex Tillerson einer der wenigen amerikani-

schen Putin-Versteher und Träger des russischen Freundschaftsordens das State Department übernehmen. Der 64-Jährige kennt Putin seit über zwanzig Jahren. Ausserdem nennt er Rosneft-Chef Igor Setschin seinen Freund. Was Michael Flynn, Trumps künftigen Sicherheitsberater, betrifft: Er dinierte mit Putin bei einer Gala für den Propagandasender Russia Today.



Für die Anti-Establishment-Parteien ist Putin eine Art Posterboy geworden.

Der hat soeben einen französischen Kanal freigeschaltet, rechtzeitig zu den Präsidentschaftswahlen im Frühjahr. Die Ausgaben von 18 Millionen Dollar sind wohl gar nicht mehr nötig, denn nach gegenwärtigem Stand wird auf alle Fälle ein Putin-Versteher oder eine Putin-Versteherin ins Elysée einziehen: François Fillon wie Marine Le Pen machen aus ihren Sympathien für Russland keinen Hehl. Fillon verglich das Unabhängigkeitsreferendum auf der Krim mit

der Abstimmung über die Loslösung des Kosovo von Serbien. Le Pen pries Putins Russland als «unser Vorbild».

Polit-Sympathisanten hat der Kreml auch anderswo in Europa – in Italien ebenso wie in Griechenland, Deutschland, den Niederlanden, Österreich und Skandinavien. Für alle Anti-Establishment-Parteien ist Putin nach den Worten des Journalisten Peter Pomeranzew so etwas wie ein neuer «Che Guevara» geworden: der Posterboy einer neuartigen sozialnationalistischen Weltrevolution.

Pomeranzews Kollege Alexander Morosow meint sogar, dass Putin die Bildung einer neuen Komintern schaffe, einer Neuaufgabe des von Sowjetrussland gesteuerten Bündnisses kommunistischer Parteien. Ihr Ziel sei «die maximale Putinisierung der Welt und die Errichtung einer völlig neuen Art von Hegemonie».

Unverhohlene Schadenfreude

In Osteuropa ist der Kreml diesem Ziel im letzten Jahr deutlich nähergekommen: Von Litauen über Bulgarien bis Moldau gewannen Parteien und Kandidaten, die für ein engeres Verhältnis zu Russland eintreten, Wahlen. Das gilt auch für die Gewinner der Wahlen noch vor Jahresende in Rumänien und Mazedonien. Auf dem Balkan – Serbien und Montenegro eingeschlossen – profitiert Moskau vom Überdross gegenüber der Europäischen Union, die als wortbrüchig und verlogen angesehen wird.

Die chronischen Schwierigkeiten der EU und ihre Unfähigkeit, sie zu lösen, betrachtet der Kreml mit unverhohlener Schadenfreude. Je mehr sich die Europäer mit sich selbst beschäftigen müssen, desto weniger Zeit, Kraft und Energie finden sie für den grossen Nachbarn im Osten. Das gilt vor allem in Anbetracht des Brexit, mit dessen Aufarbeitung sich Brüssel noch jahrelang herumschlagen muss. >>>

Am deutlichsten manifestiert sich Moskaus gefestigte Stellung im Nahen Osten. In Syrien wurde Assad so weit gestärkt, dass sich die USA seinen Sturz abschminken dürften, vor allem nach einer Eroberung Aleppo. Doch auch anderswo in der Region geht mittlerweile nichts ohne oder gar gegen Russland – ob diplomatisch, politisch oder militärisch –, seit der Flottenverband des Flugzeugträgers «Kusnezow» fix im östlichen Mittelmeer stationiert ist.

Russland hat seine Beziehungen zu allen Schlüsselakteuren in Nahost über religiöse und ethnische Grenzen hinaus ausgebaut und vertieft: Mit der Türkei ist man wieder im Geschäft und in Geschäften, der Iran ist schon immer ein enger Partner gewesen, und selbst Israels Verhältnis zu Russland ist gut. Allein in den letzten vierzehn Monaten gab es vier Treffen von Regierungschef Benjamin Netanjahu mit Putin – deutlich mehr als mit Obama.

Inzwischen flirten auch andere Länder, die bisher fest zum amerikanischen Lager gerechnet wurden, mehr oder minder offen mit den Russen: Ägypten gehört ebenso dazu wie Jordanien. Selbst Saudi-Arabien und sein Juniorpartner Katar können die neue Grossmacht in der Region nicht mehr ignorieren. Vor kurzem gaben sie dem Drängen Moskaus nach und setzten innerhalb des Ölkartells Opec – dem Russland nicht angehört – eine Drosselung der Erdölförderung durch. Es war das erste Mal seit acht Jahren, dass die Opec die Förderung zurückfuhr. Seitdem hat sich der Preis über der für den russischen Staatshaushalt komfortablen Marke von mehr als 50 Dollar eingependelt.

Weihnachtsgeschenk aus der Schweiz

Das wirkt sich unmittelbar auf die Lage der Wirtschaft aus, die in den Tagen vor Neujahr – Russlands Version der alljährlichen Geschenkeorgie – zumindest in Moskau ohnehin nicht zu kränkeln scheint. Obwohl vieles teurer geworden ist, sind die Einkaufszentren voll mit Käufern – nicht nur edle Boutiquen im Zentrum, sondern auch Stadtrand-Warenhäuser für die Mittelklasse.

Das grösste Weihnachtsgeschenk aber machte eine Schweizer Firma dem Kremlherrscher: Der Zuger Rohstoffgigant Glencore kaufte knapp ein Fünftel der Aktien des russischen Mineralölunternehmens Rosneft. Wichtiger freilich ist Glencores Partner beim Zehn-Milliarden-Euro-Deal, das Golf-Emirat Katar. Wenn die Katarer Geschäfte mit den Russen machen, so die Botschaft für die gesamte Region, kommt niemand mehr an Moskau vorbei.

Für Putin zahlt sich der Deal doppelt aus: Zum einen kann er mit dem Verkaufserlös Löcher in der Staatskasse stopfen. Zum anderen zementiert er Russlands geopolitische Rolle. Eine Win-win-Situation, würde das sein neuer Partner im Weissen Haus nennen. Ein Gewinn, wie man es dreht und wendet. So wie das ganze vergangene Jahr. ○

«Das Chaos beenden»

Die Wahl Donald Trumps wird nach Meinung von Kreml-Berater Sergei Glasjew nichts daran ändern, dass das liberale US-amerikanische Modell zum Scheitern verurteilt ist. *Von Wolfgang Koydl*

Es ist still um ihn geworden, seit er vor einem Jahr seinen Posten als Ukraine-Berater des russischen Präsidenten verloren hatte. Dem Vernehmen nach hatte der 55-Jährige selbst für den Kreml zu scharfe Töne angeschlagen, als er den ukrainischen Staatschef Petro Poroschenko einen «Nazi» nannte. In der Folge kümmerte sich der studierte Wirtschaftswissenschaftler und ehemalige Präsidentschaftskandidat um die Eurasische Wirtschaftsunion, den Zusammenschluss Russlands mit Weissrussland, Kasachstan, Armenien und Kirgisien. Seit kurzem ist er wieder näher am Zentrum der Macht. Seine Visitenkarte weist ihn als Berater des Präsidenten aus, mit einer Büroadresse an der Staraja Ploschtschad – jenem Platz im Zentrum Moskaus unweit von Kreml und Geheimdienstzentrale, wo schon immer das Herz der Staatsbürokratie schlug. Die *Weltwoche* erlebte einen vor Selbstbewusstsein strotzenden Mann, für den klar ist, wie der ideologische Gegner heisst: Amerika.

Herr Jurjewitsch, wenn Sie die vergangenen zwölf Monate Revue passieren lassen, wie steht Russland im Vergleich zum Jahresanfang da?

Wir sehen, dass vor allem jene Kräfte in der westlichen politischen Elite Verluste einstecken mussten, die unter anderem die Sanktionen gegen Russland unterstützten. Das gibt uns Hoffnung, dass aggressive anti-russische Gefühle einem pragmatischeren Ansatz Platz machen.

Ein Wendepunkt war fraglos die Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten. Er scheint eine Veränderung im Verhältnis zu Russland zu planen.

Ich bin mir nicht sicher, ob solche Veränderungen unmittelbar bevorstehen. Das amerikanische Polit-Establishment reagiert sehr schwerfällig, und antirussische Gefühle sind dort fest verwurzelt. Ausserdem registrieren wir, dass Trump einige ausgesprochene Hardliner in Schlüsselpositionen berufen hat, Leute, die die Sanktionen gegen Russland mitgetragen haben.

Also sind Sie nicht wirklich glücklich über Trumps Wahl?

Hätte Hillary Clinton gewonnen, wären wir sicher in einen dritten Weltkrieg gesteuert. Sie hätte die kriegerische Politik gegen Russland, gegen China, gegen die ganze Welt fortgesetzt. Immerhin besteht jetzt die Chance, diesen Krieg zu vermeiden. Diese Chance sollten wir nutzen.

Trump will die Vereinigten Staaten wieder gross machen und dazu die Streitkräfte ausbauen. Sehr friedfertig tönt das nicht.

Trump steckt in einer schwierigen Lage. Auf der einen Seite will er die wirtschaftliche Lage verbessern, um Amerika gross zu machen. Die USA sind heute kein wirtschaftlicher Leader mehr. China hat die USA beim Bruttosozialprodukt und beim Export von Hochtechnologiegütern überholt. Trump muss sich um den Lebensstandard der eigenen Bevölkerung kümmern. Also muss er sich entscheiden: entweder weiter viel Geld für das Militär und für seine hybriden Kriege in der ganzen Welt ausgeben oder für das eigene Volk, in den Bereichen Soziales, Bildung, Gesundheit. Diese Entscheidung ist weder leicht noch eindeutig. Die nächsten zehn Jahre werden schwierig für die USA sein.

Sie teilen also Trumps Ansicht, dass Amerika schwach ist?

Die USA haben bereits den wirtschaftlichen Krieg gegen die asiatischen Grossmächte China und Indien verloren. Und sie verlieren auch den ideologischen Krieg, denn niemand will in einer Welt von Homo-Ehen leben.

Aber Amerika steht doch wohl für mehr als für schwule Ehepaare?

Ich rede von Frau Clintons Ideologie. Sie wollte der ganzen Welt einen ultraliberalen Kurs aufzwingen, der mit allen Traditionen bricht. Das wird weder in Russland noch in China noch irgendwo in der eurasischen Region akzeptiert. Dennoch müssen wir auf der Hut bleiben. Amerikas Aggression ist nach wie vor gefährlich. Die Amerikaner können immer noch die weltweite Stabilität untergraben.

Trump hat angekündigt, die Politik des regime change zu beenden: Stabilität statt Chaos.

Er hat ja kaum eine andere Wahl. Wenn die USA den alten Kurs fortsetzen, würde das in einer Katastrophe für sie enden. Denn dann würden Russland, China und die ganze eurasische Region eine Antikriegskoalition gründen und Massnahmen ergreifen, die Amerika schwächen.

Welche denn?

Sie können aufhören, mit dem Dollar zu handeln. Sie können ihre Dollarguthaben abstossen, sie können ihre Abhängigkeit von den USA im Finanzsektor beenden. Das würde die USA sehr verwundbar machen. Schliesslich beruht die gesamte US-amerikanische Dominanz auf der Schöpfung von US-Dol-



«Wir wollen nicht alles vereinheitlichen»: Kreml-Berater Glasjew.

lars. Wenn sich die antiamerikanische Koalition vom Dollar abkoppelt, werden Amerikas Wohlstand und Macht schwinden.

Russlands Wirtschaft boomt auch nicht gerade.

Unser Problem ist, dass wir fast 25 Jahre den Vorschlägen des Internationalen Währungsfonds gefolgt sind. Dadurch haben wir einen grossen Teil unseres wirtschaftlichen Potenzials verloren, vor allem im Hightechsektor. In derselben Zeit sind die Chinesen führend im Wirtschaftswachstum geworden. Sie haben ihre eigene, wie sie das nennen, sozialistische Marktwirtschaft entwickelt. Diese ist effizienter als das, was wir in der Sowjetunion hatten, aber auch besser als das, was wir in den USA und in Europa sehen.

Inwiefern?

Dieses Wirtschaftssystem beruht auf der Konvergenz von Markt- und Planwirtschaft und will soziale und ökonomische Interessen miteinander ausgleichen.

Sie glauben doch nicht, dass Wall Street an solch einem System Interesse hätte?

Natürlich nicht. Sehen Sie, im US-System ist die einzige Triebfeder der Profit, egal, wie er erzielt wird. Im asiatischen System ist das Kriterium die Steigerung der Produktion und damit auch des Lebensstandards. Spekulationsgeschäfte, Schneeballsysteme, die Destabilisierung der Märkte – alle das ist verboten.

Aber auch chinesische und russische Unternehmen wollen Gewinn machen.

Sicher, aber Profit sollte nicht das einzige Motiv sein. Man kann auch Gewinne im Drogen- oder Menschenhandel machen, was auf der ganzen Welt verboten ist. Dass

die Ära des superliberalen amerikanischen Modells zu Ende ist, sieht man daran, dass es kein Wachstum mehr schafft, sondern nur eine permanente Krise. Der traditionelle Kapitalismus stösst an seine Grenzen.

Und Ihr Konvergenzsystem läuft besser?

In unserem Modell hat jedes Land das Recht auf sein eigenes Wirtschaftssystem, auf eine eigene Währungs- und Haushaltspolitik. Jeder hat das Recht, seinen eigenen Markt zu schützen. Wir in der Eurasischen Wirtschaftsunion haben nur wenige Funktionen auf supranationaler Ebene: eine Zollunion und einen gemeinsamen ökonomischen Raum, aber kein gemeinsames politisches System oder eine gemeinsame Währung. Wir wollen nicht alles vereinheitlichen.

Das klingt nach dem Gegenentwurf zur EU.

Die EU ist ein bürokratisches Imperium, dessen Bürokraten ständig ihren Einfluss auszuweiten suchen – sowohl was ihre Vollmachten betrifft als auch das von ihnen kontrollierte

«Hätte Hillary Clinton gewonnen, wären wir sicher in einen dritten Weltkrieg gesteuert.»

Territorium. Das hat man in der Ukraine gesehen, als sich die EU am Putsch gegen den gewählten Präsidenten beteiligte, weil er das Assoziierungsabkommen mit der EU ablehnte.

Welche Zukunft sehen Sie denn für die EU?

Sie hat die Wahl: Entweder sie zerfällt, oder sie entscheidet sich für radikale Dezentralisierung. In der neuen ökonomischen Ordnung muss man flexibel sein. Aber die EU ist äusserst starr. Die Konzentration der wirtschaftlichen Macht in den Händen der Kommission

und der Europäischen Zentralbank ist sehr hoch. Ausserdem arbeiten diese Institutionen nicht für die Interessen der Menschen, sondern für die grossen Unternehmen.

In Europa haben politische Kräfte Zulauf, die mit Moskaus Wertvorstellungen oft übereinstimmen. Sind Sie glücklich darüber?

Das müssen die Europäer entscheiden. Wladimir Putins Politik beruht auf Nichteinmischung.

Noch einmal: Für die deutsche AFD, den französischen Front national oder die italienische Fünf-Sterne-Bewegung ist Moskau erstmals seit Bestehen der jungen Sowjetunion wieder eine Art ideologisches Vorbild – diesmal für konservative Werte. Das muss Sie doch mit Befriedigung erfüllen.

Doch, doch. Denn diese neue Ideologie ist nicht so aggressiv wie die vorhergehende. Es ist eine Ideologie beiderseitigen Vorteils und der Nichteinmischung.

Nächstes Jahr dürfte das in Frankreich Früchte tragen. Nach gegenwärtigem Stand ist der Gewinner in jedem Fall ein Russlandversther – François Fillon oder Marine Le Pen.

Das glaube ich auch. François Hollande vertrat keine kontinuierliche politische Linie. Er war wie ein Tenor, der verschiedene Arien vor verschiedenen Kulissen sang. Natürlich sind die Franzosen jetzt der Ungewissheit und der Instabilität müde.

Ein Wort zum Nahen Osten. Geht dort überhaupt noch etwas ohne Russland?

Wir wollen niemanden zu etwas zwingen. Unsere Haltung ist klar: Wir wollen keine Feinde, wir wollen keine Konfrontation.

In Syrien geht die russische Luftwaffe recht konfrontativ vor.

Unsere westlichen Partner wollen leider nicht den islamischen Radikalismus beenden, sondern den syrischen Präsidenten Assad stürzen. Wir wollen den Syrern die Möglichkeit geben, selbst zu entscheiden, was sie wollen. Dazu müssen wir den islamistischen Terrorstaat ausmerzen. Wir müssen das Chaos beenden, das die USA in Syrien losgetreten haben. Aber wir sehen, dass der Westen weiterhin indirekt den Islamischen Staat unterstützt.

Was meinen Sie genau?

Der IS erhält immer noch Waffen und hat die Möglichkeit, Öl zu verkaufen. Er ist nicht wirklich isoliert.

Das müssen Sie erklären.

Auf der politischen Ebene herrscht mehr oder weniger Konsens darüber, den IS-Terror zu beenden. Doch unterhalb dieser Ebene sehen wir andere Interessen. Da gibt es Kräfte, die Geschäfte mit den Radikalen abwickeln wollen. In diesem Zusammenhang ist es für den neuen US-Präsidenten sehr wichtig, die Kontrolle über seine Geheimdienste zurückzuerlangen. Seit der Tragödie vom 11. September tun diese Dienste im Wesentlichen, was sie wollen. ○

Mut zur reinen Lehre

Für die Labour-Partei unter Jeremy Corbyn ist parlamentarischer Erfolg unerheblich. Viel wichtiger ist ihr die Rückbesinnung auf linke Werte. Sozis in andern Ländern Europas eifern ihr nach. Von Rolf Hürzeler

Der Flecken Sleaford in der nordöstlichen Grafschaft Lincolnshire ist ein Miss-Marple-Städtchen im Vereinigten Königreich. Keiner erwartet hier eine Katastrophe, bis sie eintritt. Letzte Woche war Jim Clarke das Opfer, ein gestandenes Labour-Mitglied und Parlamentskandidat in einer Nachwahl.

Er war in dieser provinziellen Idylle zwar zum Vornherein auf verlorenem Posten, aber die Abreibung hätte nicht schlimmer sein können: Die konservative Kandidatin gewann die Wahl haushoch, danach kamen die Liberaldemokraten und die UK Independence Party (Ukip), eine lokale Bürgerbewegung rangierte nur knapp hinter Labour. Im Klartext: Labour sackte in die Bedeutungslosigkeit ab.

Koalition von Gesellschaftskritikern

Wer nun meint, ein solches Ergebnis bringe die Londoner Parteizentrale ins Grübeln, der täuscht sich. Damit rechnete sie genauso wie mit der Niederlage in der Nachwahl von Richmond eine Woche zuvor, als die Konservativen schwächelten, aber die Liberaldemokraten statt Labour gewannen.

Mit dem linken Kurs des Parteivorsitzenden Jeremy Corbyn werde Labour nie Blumentöpfe gewinnen, konstatiert die britische Presse seit Monaten unisono. Als ob die Partei das überhaupt möchte: Labour hat sich unter Parteiführer Corbyn vom Wettbewerb um die politische Macht verabschiedet. Für den Parteiführer muss allein die Vorstellung ein Albtraum sein, als Premierminister eines kapitalistischen Landes die gesellschaftliche Ungerechtigkeit zu verwalten. Die Rückbesinnung auf den Glauben an eine gerechtere Welt ist ihm viel wichtiger als das kompromisslerische Buhlen um ein paar Parlamentssitze, mit denen sich aus seiner Sicht nichts verändern lässt.

Corbyn und seine Anhänger verlangen eine «Wirtschaft, die die groteske gesellschaftliche Ungleichheit korrigiert». Er wünscht den Ausbau des Sozialstaates, möchte Renationalisierungen, etwa bei der Eisenbahn, und er ist

Unter Corbyn wurde die Partei zum Auffangbecken für die Veränderungswilligen.

gegen nukleare Abschreckung. All das sind Forderungen, die für eine bunte Koalition von Gesellschaftskritikern attraktiv sind: Von Gewerkschaftern alter Schule über Achtundsech-

ziger bis zu Bio-Selbstversorgern reicht das Spektrum von alten und neuen Labour-Mitgliedern. Ihre Zahl hat sich mit Corbyn seit 2015 auf mehr als 400 000 verdoppelt; die Partei ist zu einem Auffangbecken Veränderungswilliger geworden. Mitte-rechts-Politiker wie der frühere Minister Hilary Benn stehen im Abseits.

Labour setzte sich vom Mitte-Mainstream ab ähnlich wie die Ukip im bürgerlichen Lager. Auch diese Partei ist in Wahlen chancenlos geblieben, hat aber mit ihren Forderungen eine breite Anhängerschaft gefunden. Die politische



Linke Identifikationsfigur: Labour-Chef Corbyn.

Entwicklung im Vereinigten Königreich weist in eine Richtung, wie sie auch auf dem Kontinent zu beobachten ist.

So etwa auch bei der Schweizer Sozialdemokratie, wie kürzlich der Parteitag in Thun zeigte. Eine «Wirtschaftsdemokratie» soll das Land weiterbringen, die «soziale Marktwirtschaft» wird von einer Mehrheit der Delegierten als überholt erachtet. Dabei sei dahingestellt, ob eine Mehrheit der Parteianhänger und nicht nur der Delegierten hinter diesem Ansatz steht: Tatsächlich positioniert sich die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SP) links: «Das ist der Weg der schleichenden, fast unmerklichen Radikalisierung», konstatiert die *Neue Zürcher Zeitung*. Die SP sei zu einer der «extremsten

sozialdemokratischen Parteien Europas geworden», heisst es etwas paradox. Wäre die SP tatsächlich «extrem sozialdemokratisch», hätte sie dann dieses Wirtschaftspapier mit überwältigender Mehrheit angenommen?

So oder so: Die Partei scheint sich alle paar Jahrzehnte die gleichen Fragen zu stellen. Ende der siebziger Jahre gab es eine Absage an die reformerische Mitte mit ihrem Hang hin zur Linken – mit dem Verlust von Wählerprozenten. Genau das ist wieder absehbar, zumindest wenn man frustrierten Exponenten von der Parteirechten wie der Aargauer Ständerätin Pascale Bruderer glaubt.

Abschreckendes Beispiel SPD

Die Sozialdemokratie schwankt seit je zwischen politischem Mainstream und linker Lehre. Mit Blick ins europäische Ausland mehren sich allerdings die Anzeichen, dass sie sich verrennt: In Italien hat der Partito Democratico mit dem Junktim von Verfassungsreform und Regierungsverantwortung mutwillig eine Krise provoziert. Der gemässigte Matteo Renzi ist nicht Leader, sondern Schreck der Linken, denen er vor den Neuwahlen nun ausgeliefert ist.

In Frankreich sind die Aussichten vor der Wahl im nächsten Frühjahr ebenfalls schlecht: Vom Parti socialiste, der «gauche caviar» unter François Hollande, haben sich die Linken verabschiedet. Die Partei hat seit 2012 rund 20 Prozent ihrer Mitglieder verloren, die nach links drifteten oder zum Front national wechselten. Eine grosse Identifikationsfigur wie Corbyn fehlt links von Hollande, auch wenn sich der ehemalige Wirtschaftsminister und Präsidentschaftskandidat Arnaud Montebourg als solchen sieht.

Und zu guter Letzt: In Deutschland und Österreich ist in der Sozialdemokratie nach jahrelangen Koalitionen mit Zentrumsparteien der Zwist zwischen den politischen Führungskräften und der linken Basis offen ausgebrochen. Eine Identifikationsfigur wie in Grossbritannien fehlt der SPD, auch ist die weltanschauliche Breite im Vergleich zu jener der heutigen Labour-Partei bescheiden – zumal die Grünen und Die Linke als Auffangbecken der gesellschaftskritischen Klientel dienen. Die SPD mag damit Labour als Abschreckung dienen: Aufgerieben von der jahrelangen Regierungsarbeit, bietet sie den Linken keine Heimat mehr.

Das wird für Jeremy Corbyn Beweis genug sein, dass Regierungsverantwortung nirgendwohin führt – ausser zu Wählerverlusten. ○

«Wir können jederzeit zuschlagen»

Eine neue Generation von kurdischen Kämpfern stellt die Türkei vor ernsthafte Probleme. Die Regierung in Ankara beschuldigt Deutschland, als «sicheres Rückzugsgebiet» für Terroristen zu dienen. Von Boris Kálnoky

Insgesamt 44 Tote und mehr als 150 Verwundete – das ist die Bilanz des jüngsten Bombenanschlags in Istanbul. Zur Tat bekannten sich die Freiheitsfalken Kurdistans (TAK). Es war ihr siebter Angriff in diesem Jahr und der mörderischste seit ihrem Bestehen. Erst 2016 sind die Freiheitsfalken zu einem Faktor geworden im Krieg zwischen kurdischen Terroristen oder Guerillas (je nach Standpunkt) und dem türkischen Staat: Ihre Anschläge kosteten heuer 118 Menschen das Leben, davon 64 Soldaten und Polizisten.

Wenn man vom Kurdenkonflikt spricht, denkt man vor allem an die Arbeiterpartei Kurdistans (PKK). Sie versteht sich als klassische Guerilla-Armee, ihre Angriffe richten sich meist gegen die türkischen Streitkräfte, oft fernab der grossen Städte in den unwegsameren, ländlichen Gebieten des Südostens, wo vorwiegend Kurden leben.

Erst 2005 machten die Freiheitsfalken von sich reden, mit Drohungen an westliche Touristen: Sie möchten der Türkei fernbleiben, denn die TAK würden die Städte «in eine Hölle verwandeln». Tatsächlich richteten sich erste Anschläge gegen Touristen, unter anderem im Badeort Kusadasi, wo fünf Menschen starben.

Brutale Arbeitsteilung

Ab 2006 folgte eine lange Pause. Als die TAK Ende 2015 wieder in Erscheinung traten, hatten sie sich verändert. Sie schlugen jetzt härter, öfter und professioneller zu, im Herzen der türkischen Metropolen Ankara und Istanbul. Die Zunahme der Gewalt entspricht der Eskalation des Krieges gegen die Kurden im Südosten seit vergangenem Jahr. Ganze Städte wurden dem Erdboden gleichgemacht, eine halbe Million Kurden gelten als «intern vertrieben».

Die PKK gibt an, nichts mit den TAK zu tun zu haben – umgekehrt wollen die TAK nicht zur PKK gehören, deren «Passivität» sie kritisieren. Ihre Basis haben die TAK laut Experten in der «entwurzelten kurdischen Jugend». Viele Jugendliche mussten wegen der Kämpfe ihre Heimat verlassen.

Gleichwohl scheint es unwahrscheinlich, dass die PKK eine rivalisierende Organisation neben sich dulden könnte. Es gibt keine Hinweise auf akute Konflikte zwischen beiden Gruppen, etwa politische Morde an jeweiligen Sympathisanten. Vielmehr deutet alles auf eine Arbeitsteilung hin: Die PKK kämpft als Guerilla-Armee, die TAK tragen den Terror ins

Herz der Städte. Die Botschaft ist: «Wir können überall und jederzeit zuschlagen.»

Nun beschuldigt die Türkei Europa und zumal Deutschland, als «sichere Rückzugsgebiete» für die Terroristen zu dienen. Ganz von der Hand zu weisen ist das nicht. Nach dem TAK-Anschlag 2006 in Kusadasi wurde ein Täter gefasst. Er gab an, er sei in Deutschland von der PKK angeworben und dort und in den Niederlanden zum Terroristen ausgebildet worden, wobei die deutschen PKK-Lehrgänge in kleineren Hotels stattfanden, die zu dem Zweck komplett gebucht worden seien. Über den Unterschied zwischen PKK und TAK sagte er, es gebe eigentlich keinen.

Für die PKK bleibt Deutschland eine ihrer wichtigsten Stützen. Nach Erkenntnissen des Verfassungsschutzes gehören rund 10 000 der 500 000 Kurden in Deutschland extremistischen Organisationen an. Von hier fliesst Geld, gelangen Kämpfer an die «Front». Der türkische Geheimdienst geht davon aus, dass mehr als 500 hauptberufliche PKKler in Deutschland aktiv sind. In ganz Europa sind es 3000.

Die Übergänge zwischen PKK, TAK und der kurdischen YPG-Armee in Syrien sind fließend. Der Krieg dort und die Erfolge der von den USA unterstützten YPG haben auch dem kurdischen Kampf in der Türkei neuen Schwung gegeben. Im vergangenen Jahr begann ein regelrechter Aufstand in den kurdischen Städten im Grenzgebiet zu Syrien. Die «verlorene Generation» verbitterter kurdischer Jugendlicher nahm gan-

ze Orte in Besitz. Es endete damit, dass die türkische Armee diese Städte in Schutt und Asche legte und dann auch in Syrien intervenierte, um den Kurden dort Einhalt zu gebieten.

Vorstufe einer Massenvertreibung

Allmählich bekommt die Führung in Ankara jedoch Angst, dass die Zeit für die Kurden arbeitet. Zum einen herrschen sie im Irak und in Syrien über weite Gebiete, zum anderen liegt ihre Geburtenrate in der Türkei weit höher als die der Türken. Bei den Wahlen 2015 erreichte die Kurdenpartei HDP 13 Prozent – das beste Ergebnis einer kurdischen Partei seit je.

Nun scheint Staatspräsident Erdogan zu denken, dass nur noch extreme Gewalt hilft. Er nutzt den jüngsten Anschlag, um die HDP zu vernichten. Seit dem letzten Wochenende wurden mehr als 300 «Terrorverdächtige» verhaftet, die meisten von ihnen HDP-Funktionäre und -Politiker. Gegen die Partei läuft ohnehin seit Monaten eine Verhaftungswelle. Die 500 000 vertriebenen Zivilisten als Ergebnis der Militärschläge gegen kurdische Städte könnten die Vorstufe zu einer Massenvertreibung sein, um die kurdische Bevölkerung demografisch zu reduzieren.

Für eine solche Politik braucht Erdogan eine harte Hand. Das ist einer der Gründe, warum er ein Präsidialsystem fordert, in dem, mehr noch als bisher, nur noch er entscheiden würde. Der Anschlag vom Wochenende liefert ihm einen weiteren Vorwand. ○



Ins Herz der Städte: Anschlag in Istanbul, 10. Dezember.



Eine wirklich harte Prüfung: Malediven.



Nichts wie ins Paradies!

Wir waren auf den traumhaften Malediven und haben uns mit den Einheimischen und Angestellten über den Weltuntergang unterhalten. Wir sind sicher: Die Katastrophe wird noch auf sich warten lassen.

Von Matthias Matussek

Der Besuch dieses geheimnisvollen todgeweihten Paradieses könnte nicht wirkungsvoller in Szene gesetzt werden: vom Sturm gepeitscht das Meer, grauer Himmel, Regen prasselt, an ein Weiterkommen ist hier erst mal nicht zu denken. Da hinten irgendwo liegt unsere Insel, im South Ari Atoll der Malediven, aber im Moment sieht das hier auf Malé, der Hauptinsel der Malediven, aus wie in Scorseses Thriller «Shutter Island», eine finstere Festung da hinten irgendwo im wütenden Meer.

Die Wasserflugzeuge können nicht starten wegen des Wetters, und die Passagiere liegen nach ihrem Langstreckenflug in Malé in einer Wartelobby auf den Lounge-Kissen herum, sicherlich bequem, bei Gurkensandwiches und Tee, so britisch ist das immerhin noch, auch wenn die sonderbaren Malediven aus dem Commonwealth ausgetreten sind.

Wie Perlen einer Kette

Kurze Aufregung, als sich ein Zeitfenster von drei Minuten auftut, es ist schnell vorbei, dann wieder komatöses Dösen, misstrauische Blicke, Warten bis Mitternacht, dann geht was über eine Nachbarinsel mit einem grossen Brummer und von da mit dem *speedboat* weiter – und schliesslich auf die Insel.

Wie Perlen einer Kette, einer buddhistischen Mala, liegen sie im endlosen Meer, die Malediven, 1196 Inseln, davon ganze 220 bewohnt, weitere 87 werden für den Tourismus genutzt. Rund 300 000 Menschen leben hier, etwas weniger als in Zürich.

Dabei hat Zürich natürlich den Vorteil, dass es von der Klimakatastrophe erst mal nicht direkt betroffen sein wird. Man darf dagegen vermuten, dass sich die Zürcher bisweilen Wetter wie auf den Malediven wünschen.

Die wiederum sind so was wie das Frühwarnsystem des Klimawandels; wenn hier das Wasser steigt, ist die Bedrohung sichtbar und elementar, denn im Schnitt ragen die Inseln gerade mal einen Meter aus dem Meer, die höchste Erhebung beträgt 2,40 Meter auf der Insel Villingili im Addu-Atoll.

Gefährdetes Paradies, vielleicht sind wir die Letzten, die es sehen? Unser Ferien-Zeitfenster, es sind Schulferien, beträgt zehn Tage, das ist überschaubar und immerhin besser als die drei Minuten in Malé. Also: zehn Tage Paradies, bevor es ganz dichtmacht?

Was bedeutet dieser Taifun?

Mitternacht. Regen. Sie geben sich Mühe, die tapferen weissgewandeten Helfer des «Lux»-

Resorts, sie winken dort im Regen auf dem Steg, schenken Lächeln, Regenschirme und parfümierte Waschlappen, und sie sind geradezu ausser sich vor Freude, dass wir da sind. Ist doch klar, sie wollen mit dem Weltuntergang nicht allein bleiben.

Ja, der Regen, murmeln sie, um Verzeihung bittend, eigentlich sei die Regenzeit vorbei. Vor Hongkong mischt gerade ein Taifun das

Schlafen! In den Urlaub hinein schlafen, wer weiss, wie oft das hier noch geht.

Chinesische Meer auf, sind das die Ausläufer, sind das die Vorboten der Klimakatastrophe, der grossen?

Die Frage der Fragen, und natürlich stellt man sie bang, aber erst mal in dieses Riesennest in dem hübschen, vor zwei Monaten wie alles andere hier frischrenovierten Bungalow am Strand, die Malediven bestehen ja im Prinzip nur aus Strand, wahrscheinlich sind sie schon als Urlaubsinseln auf die Welt gekommen.

Schlafen! In den Urlaub hinein schlafen, wer weiss, wie oft das hier noch geht.



Auch am nächsten Tag regnet es bisweilen, auch am übernächsten, doch dann tut das South Ari Atoll plötzlich ganz unschuldig, das Meer liegt da in *fifty shades of blue*, von Dunkel- über Hellblau und Türkis bis hin zu Grünschattierungen, die der Malkasten noch nicht kennt – ein Traum, ein Paradies, aber ist es nicht auch ein fauler Zauber? Lebt es von geborgter Zeit, wie wir alle?

Vor sieben Jahren besuchte ein Freund und Kollege die Malediven zu einer aufsehenerregenden Aktion: Der damalige Regierungschef Mohamed Nasheed, ein junger, reformfreudiger Politiker, hatte sein Kabinett zu einer Sitzung *unter Wasser* versammelt, also so, wie es vielleicht bald sein wird, wenn die Weltgemeinschaft nicht endlich handelt – eine Ministerrunde mit wasserfesten Stiften und in Tauchanzügen, als dramatischer Appell an diese Welt, um auf die Gefahren des Klimawandels hinzuweisen.

Eine Art Ludlum-Thriller

Wenn die Welt endlich aufwacht, dann soll sie bitte mit den Malediven beginnen. Sie sind, sozusagen, das Fieberthermometer der von vielen als bevorstehend befürchteten Katastrophe mit dieser Durchschnittshöhe von 1,00 Meter über dem Meeresspiegel.

Allerdings gibt es noch andere Stürme, gegenwärtigere: Der Demokratie auf den Malediven steht das Wasser bis zum Hals. Der junge Präsident Nasheed, demokratisch gewählt, wurde mittlerweile von seinem Vorgänger, einem verdienten langjährigen Diktator, weggeputzt und durch dessen Halbbruder ersetzt.

Jetzt geht es erst mal um andere Prioritäten. Ja eigentlich ist die Politik der Malediven ein Robert-Ludlum-Thriller, denn so was liest man, wann sonst, im Urlaub, wenn die Zeit stehenbleibt.

Ich lese den Thriller im Liegestuhl in unserem Strandteil, mit Büschen zu den Nachbarn, einem Fotografenpaar aus Wien. Die Temperatur tagsüber beträgt 28 Grad, bevor



«*Findet Nemo*»: Korallenriff beim North Ari Atoll.

sie nachts auf dramatische 27 Grad abfällt, auch das Meer ist wohltemperiert, man kann stundenlang drinsitzen, um dann wieder erfrischt die Lektüre aufzunehmen.

In Ludlums «Ambler-Warnung» sucht ein junger chinesischer Premier Öffnung und Demokratie und trifft auf den harten Widerstand der alten Garden, die sich ihre korrupten Geschäfte nicht kaputt machen lassen wollen und einen Killer losschicken.

Die Schlagzeilen des *Guardian* über die Malediven haben erst mal nichts mit dem Klima zu tun. Der beliebte Nasheed wurde mit dem

Gewehr im Nacken zur Aufgabe gezwungen. Danach Unruhen. Ein verwirrendes Sprengstoffattentat auf das Präsidentenboot. Sein politischer Ziehsohn, der Vizepräsident, soll dahintergesteckt haben. Verhaftungen. Säuberungen des Apparats. Der Ziehsohn soll Unterschlagungen im grossen Stil begangen haben. Kam man ihm auf die Schliche?

Oder war doch eher der Präsident selber in finstere Plots verwickelt? Al-Dschasira hatte so was berichtet, der *Maldives Independent* wurde durchsucht, der Chefredaktor hatte sich nach Colombo abgesetzt – sie hatten Vorahnungen –, ein Journalist war verschwunden; es gab Machetenattacken vor der Redaktion.

Doch auch die jüngsten Sorgen sind eher wohlbekannt. Rund 200 junge Malediver sollen sich zum IS abgemeldet haben in diesem Weltkrieg des Sunnismus mit der westlichen Lebensweise. Also mit uns. Islamisten sehen das freizügige Treiben auf den Inseln nicht gern. Ein Tanzverbot des Präsidenten dieser islamischen Republik allerdings wurde mittlerweile wieder zurückgenommen.

Zwischendurch die Frage: Welche Strandbar?

Und zwischendurch immer wieder die Frage: Welche der beiden Strandbars zum Sonnenuntergang, und welches der fünf Restaurants zum Dinner? Das «Beach Rouge» hat eine fantastische neonrote Bar am Meer, mit Doppelliegen unter Baldachinen und Hängematten, die über den Wellen in der milden Brise schaukeln, dazu DJ-Mix und Aperol.

Liegenetze überm Meer auch auf der offenen Seite der «Whale Shark»-Bar, die praktischerweise neben dem East-Market liegt, der mit

seinen Garküchenständen Hongkongs *night market* aufleben lässt: Dim Sum, Nudelsuppen, Wok-Gerichte, Ente, endlose Dessert-Buffets. Weiter hinten das italienische «Allegría», das japanische «Omobo», das indische «Senses». Wie war das noch mal mit dem Weltuntergang?

Das und alles Übrige ist auf der knapp 2000 Meter langen Insel bequem zu erlaufen, dennoch surren kleine, offene Elektrobusse durch die parkähnlichen Kurven der Anlage mit

«Wie lange wird das noch gutgehen?»
– «Man spricht, gerüchteweise,
so von zehn bis fünfzehn Jahren.»

ihren in der Nacht erleuchteten Büschen und transportieren jeden, der sich in den Weg stellt. Man ist ja dann irgendwann auch müde von der ganzen Lauferei.

Sogar einen *wishing tree* gibt es hier. Wir knüpfen unsere kleinen Hoffnungen auf roten Pappwimpeln an diesen Baum, zu den Dutzen der anderen. Rotes Wunschlametta im Maulbeerbaum, wie Gebetsfahnen im Tibet.

Bei den milden 28 Grad sind im Moment eher die Wetternachrichten von der Heimatfront beunruhigend. Klar ist, dass wir in klirrende Kälte zurückkehren werden, deshalb gilt es, die buddhistische Maxime zu beherzigen: «Ganz im Moment leben!»

Das beginnt schon beim Frühstück im «Mixe», mit den exotischen Obstsalaten, der Küchenbar für die Spiegeleier, Brot- und Brötchensorten nach Wahl, Aufschnitt mit Schwarzwälder Schinken und französischem Käse und Suppen für Chinesen und Japaner.

Wir lesen die Nachrichten auf einem einzigen doppelseitig bedruckten Blatt auf Deutsch. Die aus den USA, aus England, die russischen, chinesischen und japanischen Ausgaben haben ebenfalls eigene Aufmacher, aber das lässt sich nur vermuten, sie sind in den Landessprachen gedruckt. Auf Arabisch allerdings gibt es sie nicht.

Zur Beruhigung: Wir sind voll öko

Auch in der maledivischen Sprache, Dhivehi, nicht; eine interessante Schrift, wie Vogeltritte im nassen Sande, kleine Doppelstriche, wie vom schnörkelnden Arabisch in minimalisierte Keilschrift übertragene Wort-Zeichen, die uns schon auf dem Flughafen erklären, in englischer Übersetzung: «Personen, die unangemessene Kommentare über Entführungen, Waffenbesitz oder den Besitz von Bomben äussern, werden strafrechtlich belangt.»

Was aber ist mit solchen Kommentaren, die den Tatsachen entsprechen und in solchen Fällen meistens von «Allahu Akbar»-Rufen begleitet sind?

Deepak Boonday, der Salesmanager, der für zwei Tage seine Zelte hier aufschlägt, kommt

gerade aus London, fliegt weiter nach Zürich, um die Exzellenz-Ideologie der «Lux»-Resorts an den Mann zu bringen, beschwichtigt: «Nachrichten aus Malé interessieren uns hier nicht, für die meisten ist die Hauptinsel nur Transitstation für die Atolle.»

Die Ideologie der «Lux»-Resorts, so Boonday, ist an der Evolutionstheorie von Apple ausgerichtet. Sie begannen mit Lux 1.0, gerade ist die Version 3.0 erreicht worden, das heisst: Exzellenz im Service, in allen Bereichen. Daher die Umbaupause, die Komplettrenovierung.

Und die andere Beschwichtigung, die wegen der Klimakatastrophe? «Die Sandbewegungen sind in den letzten Jahren konstant geblieben», sagt der junge Boonday, «wir arbeiten nachhaltig, und vor allem arbeiten wir hier nicht mit Plastik. Unser Trinkwasser wird aus dem Meer gewonnen und in wiederverwendbaren Glasflaschen aufs Zimmer gebracht.»

So ist das. Zur Beruhigung unseres Gewissens: Wir sind voll öko.



Der Niño schaut öfter vorbei: Autor Matussek.

Und das Ausbleichen der Korallen? Nun, das geht in erster Linie auf die Kosten von El Niño in diesem Jahr, der den Südindischen Ozean genauso betrifft wie das Great Barrier Reef vor Australien. Er wärmt das Wasser auf. Aber dass der Niño jetzt öfter vorbeischaute, könnte

Was er mache, wenn das hier zu Ende ist? «Dann komme ich zu euch, nach Hamburg.»

wiederum mit der Erwärmung des Weltklimas zu tun haben. Könnte.

Jetzt aber im Ernst. Ich frage einen der netten Jungs an der Rezeption: «Wie lange wird das hier noch gutgehen?» – «Man spricht, gerüchteweise, so von zehn bis fünfzehn Jahren.» – «Und dann?» – «Müssen wir weg, die Regierung soll schon Land in Australien gekauft haben, sagen die Gerüchte.»

Der Minibusfahrer sieht das anders. «Die Malediven hat es vor hundert Millionen Jahren gegeben, und sie werden weitere hundert Millionen Jahre existieren.» Hm. Das sind schon mal sehr unterschiedliche Zeitangaben. Frage an Mamoun, den gewichtigen, stets gut-

gelaunten Guest-Relations-Manager. «Wann die Malediven untergehen?» Er lacht. «Wenn Allah es will!»

Das allerdings ist noch weit unpräziser.

Mamoun stammt aus Alexandria, das jüngste von sieben Geschwistern, er half seiner Mutter in ihrem Shop, ging auf die Schule, später aufs College, reiste viel, seine Maxime: «Jeder kann es schaffen.» Er ist ein Mubarak-Fan, ansonsten hält er sich raus aus der Politik. Ihm geht es um Geschäfte, nicht um Ideologie, aber ein frommer Muslim ist auch er.

Um die rund 200 Pavillons auf der Insel kümmern sich rund 600 Angestellte, die nahezu auf Knopfdruck zu jeder Tages- und Nachtzeit lächelnd und grüssend auf der Matte stehen. Sie sind in einem abgetrennten Teil der Insel untergebracht und verdienen mehr als der Durchschnitt. Überhaupt liegen die Malediven im südindischen Raum, dank des Tourismus, einkommensmässig an der Spitze: 70 Prozent des Bruttoinlandsproduktes generiert er.

Dass wir unserem Zimmerbeauftragten, nennen wir ihn Ali, am Schluss ein nicht unbeträchtliches Trinkgeld hinterlassen, liegt einfach daran, dass er so nett war. Zum Beispiel so: Nachdem er erfahren hatte, dass wir Silberhochzeit feierten, liess er uns ein Bad mit Schaum ein und schmückte es mit Rosenblättern in Herzform.

In Hamburg steigt das Wasser auch

Ali, dieser sanfte, gerade verheiratete junge Kerl, ist ein heimlicher Anhänger von Nashed. Seine Leute leben vom Fischfang, seine grössere Familie. Er kann mit seinem Lohn, rund 300 Dollar, seine Frau und sein Baby ernähren.

Was er mache, wenn das hier irgendwann zu Ende ist? «Dann komme ich zu euch, nach Hamburg.» Wie gross seine Familie sei? Er rechnet nach. Also die Kerntruppe, «das wären acht Leute». «Kein Problem», sage ich, «allerdings liegt Hamburg am Meer, mehr oder weniger, da steigt dann das Wasser auch!»

Prima Kerl, unser Ali. Er war um unseren Komfort bemüht. Und dann hat er noch aus den Handtüchern mal einen Elefanten, mal ein Krokodil gedreht – und nie eine Handgranate. Das sollen ihm die Zimmerboys in anderen Luxushotels erst mal nachmachen.

Und wir? Gehen schnorcheln in den Korallenriffen, bewundern die bunten Kaiser- und Doktorfische, die wir aus dem Film «Findet Nemo» kennen, auch Schildkröten paddeln vorbei. Allerdings kriegen wir den schweren Walhai nicht zu Gesicht, bis auf einen aufgeregten Japaner aus unserer Tauchgruppe, der glaubt, ihn gesehen zu haben, aber er hat ihn wahrscheinlich mit mir verwechselt.

Allerdings gibt es ihn wirklich, denn da sind die vermutlich russischen mondänen Milliardärsjachten, die sich rund um das Atoll blicken

lassen; nach mir werden sie sicher nicht die Fluten absuchen. Obwohl. Man kann nie wissen. Winken diese ausgelassenen Blondinen auf dem Oberdeck nicht in meine Richtung? Ich ziehe, auf unserem Bootsdeck, zur Sicherheit mal den Bauch ein. Meine Frau und die anderen kichern.

Das ist noch nicht der Untergang

Dann aber wieder zur bitteren Realität, dem Weltuntergang. Unser Vortaucher plaudert mit mir auf dem Deck, krause schwarze Haare, blaue Augen, Typ Mädchenschwarm, unverheiratet. «Wenn das Eis schmilzt, verschwin-

Winken die Blondinen nicht in meine Richtung? Ich ziehe zur Sicherheit mal den Bauch ein.

den schon mal kleinere Sandbänke», sagt er, «wir müssen auf alles gefasst sein, wir und die Weltgemeinschaft.» Er lacht, weil er einfach ein gutgelaunter Typ ist. Und dann sagt er, mit Blick auf die Welt: «Alle müssen mitmachen, mit einer Hand kann man nicht klatschen.»

Abends im «Mixe» ist Buffet mit Tanz. Also: Die Malediver tanzen, wir schauen zu. Es sind nur Männer, die tanzen, wir sind in einem muslimischen Land! Eine Art Stampfen und Rennen in bunten Kostümen, dazu Trommeln.

Dabei sind sie gar nicht kriegerisch, die Insulaner, sie waren immer ein Handelsvolk. Schon die Griechen haben sie angesegelt, denn ihre Kaurimuscheln waren begehrt.

Später kamen die Perser, dann die Araber, die den Islam im Gepäck hatten. Die Konversion des Landes geht auf den Berber Abul Barakat zurück. Der Legende nach war es Barakat, der den Fluch des bösen Dämons brach, der erforderte, dass man ihm eine Jungfrau in den Tempel brachte und sie über Nacht dort belies, was für Mädchen jedes Mal den Tod bedeutete.

Abul Barakat nun ging anstelle der Jungfrau in den Tempel und betete die Suren des Korans. Am nächsten Tag fand man ihn unverehrt vor – und der Dschinn, der böse Geist, traute sich ab sofort nicht mehr auf die Insel. 1153 wurde der Islam zur Staatsreligion. In den letzten Jahren scheint der nun wiederum manchen bösen Dschinn in seinen eigenen Reihen zu dulden.

Uns allerdings steht die wirklich harte Prüfung noch bevor. Mit einem gewaltigen blutroten Sonnenuntergang, der die übers Firmament ziehenden Schäfchenwolken-Herden dramatisch beleuchtet, nimmt die Welt der Malediven nach zehn Tagen von uns Abschied.

Wir sind sicher, dass das noch nicht der Weltuntergang ist. Der wird sich Zeit lassen. Also bis dahin: Nichts wie ins Paradies! Meine Reise übrigens war, dank eines Angebotes auf Facebook, nicht teurer als andere Ferienreisen auch. ○

Deutschland

Der Blattmacher

Helmut Markwort, der kürzlich 80 Jahre alt geworden ist, hat die Medienlandschaft verändert.

Vorweg eine persönliche Erinnerung: Helmut Markwort verdanke ich mein erstes Honorar, das mir als Journalist ausbezahlt wurde. Das ist lange her. Er wird sich sicher nicht mehr entsinnen, und ich erinnere mich auch nur, weil die Entlohnung dem jungen Mann damals fürstlich vorkam: 200 Mark für zwei Tage Arbeit.

Es war journalistische Arbeit nur in einem sehr weitgefassten Sinn. Wir Schüler von der Münchner Journalistenschule sollten aus Bergen von Kinderzeichnungen eine Vorauswahl für einen Wettbewerb treffen, den die Zeitschrift *Gong* ausgeschrieben hatte. Der *Gong* war eine der grossen deutschen Fernsehzeitschriften, in Konkurrenz zur *Hörzu* und zur *Bild und Funk*.

Markwort war Chefredaktor des *Gongs* und damit in einer Position, die andere Journalisten bereits als Krönung ihres Berufslebens ansehen würden. Doch er stand erst am Anfang einer erstaunlichen Karriere, und genaugenommen hat er immer noch nicht aufgehört, obwohl er soeben achtzig Jahre alt geworden ist. Nun gut, nach dem Kalender. Aber um solche Petitessen hat sich Markwort nie gekümmert. Noch immer schreibt er, macht er Fernsehen, diskutiert er und mischt er sich ein.

Hochmut, Spott und Häme

Nie hat er sich darum geschert, ob ihm ein Platz im Pantheon bedeutender bundesrepublikanischer Publizisten zuteil würde – dort, wo Rudolf Augstein, Theo Sommer, die Gräfin Dönhoff oder Henri Nannen thronen. Nie wurde sein Name im selben Atemzug mit den ihren genannt – obwohl er die deutsche Medienlandschaft fraglos nachhaltiger geprägt hat als viele andere. Aber ihm geht es in erster Linie nur darum, Journalismus zu machen, der zwei Voraussetzungen erfüllt: Gut muss er sein, und er sollte sich dann auch noch möglichst gut verkaufen.

Womit wir beim *Focus* wären. Man sagt, dass es Markwort unangenehm ist, wenn man ihn ausschliesslich mit seinem erfolgreichsten Projekt assoziiert, wo er doch auch andere Zeitschriften und ausserdem zahlreiche nicht minder gut laufende Rundfunksender gegründet hat. Doch ob



«Fakten, Fakten, Fakten»: Helmut Markwort.

es ihm gefällt oder nicht, er wird immer «Mister Focus» bleiben. Denn dieses Magazin hat Deutschland verändert.

Heute ist vergessen, mit wie viel Hochmut, Spott und Häme 1993 die Ankündigung des Burda-Verlages begrüsst wurde, ein Nachrichtenmagazin in Konkurrenz zum *Spiegel* herausbringen zu wollen. Ausgerechnet zum *Spiegel*! Seit einem halben Jahrhundert hatten die Hamburger Blattmacher in der Bundesrepublik ein Monopol auf politischen Magazinjournalismus und damit auch auf den politischen Meinungs-Mainstream. Die Werbung musste gar nicht suggerieren, dass Montag *Spiegel*-Tag war. Montags war der *Spiegel* Pflichtlektüre. Punkt.

Markwort strafte die Spötter rasch Lügen, indem er seinen *Focus* als erfolgreichen Gegenentwurf etablierte. Obwohl ihm manche davon abrieten, wählte auch er selbstbewusst den Montag als Erscheinungstag. Sein oft verhöhntes Motto «Fakten, Fakten, Fakten» sollte sich bewusst vom Hamburger Kommentarjournalismus absetzen. Heute, in postfaktischen Zeiten, mutet sein Slogan fast schon nostalgisch an.

Das soll nicht heissen, dass Helmut Markwort keine Meinung hätte. *Focus*-Leser können sich jede Woche bei der Lektüre seiner Tagebuch-Kolumne davon überzeugen. Markwort selbst bezeichnet sich als «rechtsliberal», viele würden ihn eher nur rechts verorten. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ihm der mehrheitlich linksliberale deutsche Journalismus die höheren Weihen versagt. Markwort kann das egal sein. Er wird von jenen gehört, auf die es ihm immer am meisten ankam: Leser, Zuhörer, Zuschauer. *Wolfgang Koydl*



Leiden, Kampf, Erlösung: «Die Befreiung der Andromeda» von Piero di Cosimo.

Ikone der Woche

Befreiet mich!

Von Urs Gehriger

Gedankenversunken durchschneidet dieser junge Mann die Luft auf geflügelten Sohlen. Völker, unendlich an Zahl, hat er tief unter sich gelassen, und fast ist er auch von dieser Bucht entschwunden, als er ein bitteres Seufzen

vernimmt. Gleich darauf ein furchtbares Fauchen. Ohne Zögern – Krummsäbel gezückt – sticht er in die Tiefe. Rumms! Bäng! Whaam! Erstochen ist das Ungeheuer, losgebunden die Gepeinigten und zurückgegeben ihrem trauten Kreis, der nun frohlockt.

Man kann sich nicht sattsehen an dieser «Befreiung der Andromeda» und an Perseus' Heldentat. Nicht eine, nicht zwei, gleich drei Szenen – Leiden, Kampf, Erlösung – sind auf einem Tableau zusammengeführt. Farben,

Dynamik, Formenfülle nehmen vorweg, was bei Delacroix, Dalí, Lichtenstein in tausend Variationen aufblühen wird.

Das Bild, geschaffen um 1513 von Piero di Cosimo nach Ovid, lässt sich gegenwärtig in Ferrara bestaunen, wo man der Stadt genialsten Sohn feiert: Ludovico Ariost (1474–1533). Zu seinen Ehren wurden Tapiserie, Gemälde, Karten zu einem Fest der Sinne versammelt. Das üppi-ge Arrangement hat Kalkül. Es soll das «Univer-sum von Bildern darstellen, die in Ariosts Hirn



schwirren», als er vor genau 500 Jahren sein Meisterwerk «Orlando furioso» komponierte.

Der «Rasende Roland» bietet in einer Art Frühform von «Game of Thrones» ein Feuerwerk von Abenteuern. Könige und Krieger, Zauberer und Fabelwesen treten – wie auf unserem Bild – in simultanen Handlungssträngen auf. Frauen sind Beute und Herrinnen zugleich. Und Männer werden, zum Gaudi des Publikums, an den Rand der Erschöpfung getrieben.

So erwischt es auch Held Roland, dessen Flamme Angelika sich in einen einfachen Soldaten vernarrt hat. Roland verliert gänzlich den Verstand. Zu Hilfe eilt Prinz Astolfo, der sich zum Mond hochschwingt, wo alle Gegenstände liegen, die auf der Erde verlorengegangen sind. Er findet Rolands Verstand in einer Flasche und bringt ihn seinem Besitzer zurück.

«Solvite me!» – Befreit mich! –, fleht der gefesselte Roland, nun wieder bei Sinnen, mit Vergils Worten. Rolands Freunde jubeln. «Er

hat sein Gedächtnis wiedergefunden. Er ist gerettet.» Uns Getriebenen, die wir ob den Wirren der Gegenwart über unsere Identität verweisen, hat Ariost auch Rat parat: «Ihr braucht nicht auf den Mond zu fahren. Es reicht, die Augen zu öffnen, um euer Selbst zu erkennen: als Produkt eurer Kulturgeschichte. Und als lebendiger Teil davon.»

Orlando furioso 500 anni. Palazzo dei Diamanti. Ferrara. Bis 8. Januar 2017.

Wider den geistigen Betrug

Der grosse Philosoph Hermann Lübbe schreibt Zeit seines Lebens gegen die angebliche Gesetzmässigkeit der Geschichte an. Seine Thesen sind aktueller denn je. *Von Pirmin Meier*

Für nicht wenige seiner prominenten Schüler ist er ein Jahrhundertphilosoph. Er räumt mit der Ideologie einer angeblichen «Gesetzmässigkeit der Geschichte» auf und gehört zu den unerbittlichsten Kritikern von Ideologien in Form von Ersatzreligionen. An Silvester wird Hermann Lübbe, über Jahrzehnte Professor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich, neunzig Jahre alt.

Lübbe wurde am 31. Dezember 1926 in Aurich in Ostfriesland geboren. Ein Ort mit einem bemerkenswerten Platz in der Geschichte der politischen Philosophie. Von dort stammt Johannes Althusius (1563–1638), der Begründer des Subsidiaritätsprinzips, eines politischen Grundsatzes, der wie wenige auch den Kleinstaat Schweiz geprägt hat: dahingehend, politische Probleme jeweils dort lösen zu lassen, wo die davon Betroffenen leben – also eher gesellschaftlich als staatlich, eher in der kleineren politischen Einheit als in der grösseren.

Der Grundsatz steht in engstem Zusammenhang mit dem, was Politphilosoph Lübbe «Primat der praktischen Vernunft» nennt. Mit dem Appell an die Praktikabilität stemmte er sich gegen die seit 1968 in Mode gekommenen Utopisten mit ihrem politischen Moralismus.

Wembley-Tor: Alles gesetzmässig

Grössten Einfluss auf Lübbe hatte der ebenfalls aus Ostfriesland stammende Rechtsphilosoph Wilhelm Schapp (1884–1965). Dessen Bedeutung liegt im sogenannten Narrativismus begründet, im Prinzip «Erklären durch Erzählen». Es geht hier um die Methodik eines vergleichsweise einfachen Prinzips, von dem aus Lübbe grossspurigen Theorien von Geschichte und deren angeblichem Verlauf den Garaus gemacht hat. Wie anders als durch schlichtes Erzählen lässt sich zum Beispiel die Funktion des in Ostfriesland gebräuchlichen höfischen Erbrechts im Zusammenhang mit dem Fall einer eingehetzten und danach wieder geschiedenen Bäuerin erklären? Was versteht man schon vom Recht, ohne sich ständig den Einzelfall vor Augen zu halten?

Die Geschichte als die Summe aller vorgekommenen Einzelfälle untersteht nach menschlichem Ermessen keinen Normen. Der Einzelfall, «wie der Grossvater die Grossmutter nahm», ist im Prinzip immer dasjenige, was eine Geschichte zur Geschichte macht – über allgemeine, zum Beispiel naturwissenschaftliche, Gesetzmässigkeiten hinaus. Lübbes Ge-

danken lassen sich anhand eines Beispiels aus dem Fussball erläutern: Das berühmte Wembley-Tor von 1966 war alles andere als ein naturwissenschaftliches Wunder. Es ging – sowohl physikalisch als auch regeltechnisch – alles gesetzmässig zu. Aber nichts wäre falscher, als Englands Weltmeistertitel als eine Folge irgendeiner «Gesetzmässigkeit der Geschichte» zu erklären. Man kann die Geschichte dieses dritten Tores, seiner Einleitung, seiner Wahrnehmung, der Schiedsrichterentscheidung von Gottfried Dienst (Basel), einschliesslich der legitimen Funktion des sowjetischen Linienrichters, schlichtweg nur erzählen. Freilich kann man noch die Frage erörtern: «War der Ball wirklich drin oder nicht?» Wenn nein, dann ist nun mal England dank Glück Weltmeister geworden. An der Niederlage Deutschlands ändert dies nichts.

Alles nur Zufall?

In seinem Hauptwerk, «Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse» (1977), analysiert Lübbe komplexere Beispiele anhand der Fragestellung «Was heisst: <Das kann man nur historisch erklären?>» Warum und aufgrund wel-

Was versteht man schon vom Recht, ohne sich ständig den Einzelfall vor Augen zu halten?

cher Interessenlagen war es möglich, dass in Dortmund und in Bochum, in zwei Städten, die nahe beieinander liegen, in den sechziger Jahren gleichzeitig je eine Technische Universität geplant wurde? Was bedeutete es für die Freiheit Ostfrieslands, dass bei einem Kanonenduell am 23. Juni 1514 ausgerechnet der Heerführer einer Strafexpedition tödlich getroffen wurde? Bei den damaligen technischen Verhältnissen ein enormer Zufall.

Eine Geschichte, die wie diejenige Winkelrieds in Sempach (vielleicht war es auch ein anderer Eidgenosse) schlicht nur im Einzelablauf erzählt werden kann. Natürlich nicht absichtslos. Seien es Heldengeschichten oder Geschichten historischer Schande wie das Massaker von Greifensee (1444) oder gar wie Auschwitz, immer handelt es sich darum, im Hinblick auf die Betroffenen und teilweise Mitverantwortlichen eine Art Identitätsrepräsentation darzustellen.

Jenseits der persönlichen Verantwortung des Einzelnen, die bei Lübbes Darstellung und

Kritik von Geschichtsmodellen nie geleugnet wird, bleibt es dabei: Geschichten sind Abläufe ohne einheitliches Handlungssubjekt, das heisst: Handlungs-Gemengelagen, für die man sich nicht auf ein übergreifendes Gesetz berufen kann.

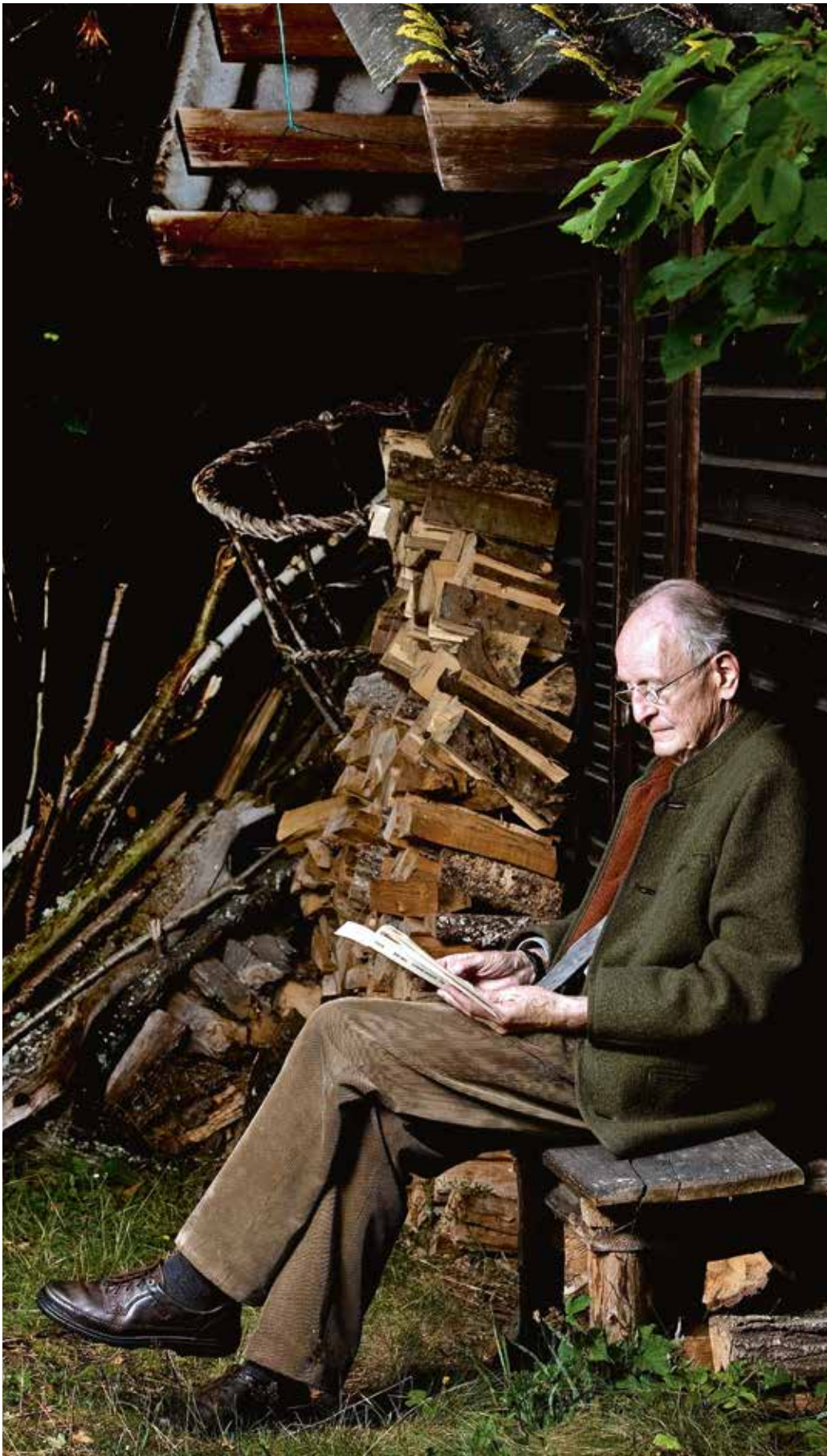
Warum gibt es nach Lübbe wie auch nach Karl Popper keine Gesetzmässigkeit der Geschichte? Weil es erstens sinnlos ist, die Beschreibung eines aus vielfachen Ursachen gespeisten singulären Prozesses zum Gesetz zu erheben. Zweitens gibt es den Kontrollfall nicht. Was wäre zum Beispiel geschehen, wenn der Angreifer Ostfrieslands nicht einer Kugel zum Opfer gefallen oder Hitlers Armee 1941 nicht vom frühen Wintereinbruch überrascht worden wäre? Wir wissen es nicht.

«Es ist auch methodisch sinnlos, weil zum Status eines Gesetzes die Überprüfbarkeit gehört, die nicht gegeben ist, wenn es die analogen Fälle nicht gibt, an denen es scheitern könnte», schreibt Lübbe. Hinzu kommt, dass Geschichtsgesetze, so der «gesetzmässige Sieg des Kapitalismus über den Feudalismus und der Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus», sogar dann, wenn dies in einer bestimmten historischen Phase bestätigt scheint, äusserst umständliche Erklärungen benötigen würden. Die Erklärungen, durchwegs Erzählungen, gäben wissenschaftstheoretisch keinen Anlass, ein solches «Geschichtsgesetz» als wissenschaftlich erhärtetes Gesetz zu akzeptieren.

Im gleichen Sinn sind laut Lübbe etwa die «Geschichtsgesetze» des deutschen Philosophen Oswald Spengler im Erfolgsbuch «Der Untergang des Abendlandes» (1918) in keiner Weise als Orientierung für die Zukunft verwendbar. Dass indes Spengler für das 20. Jahrhundert eine Dominanz der Flächengrossmächte USA und Russland voraussagte und dabei in manchem recht behielt, erweist sich so wenig als Konsequenz angeblicher Geschichtsgesetze wie historische Prophezeiungen von Marx und Engels.

Kein «Ende der Geschichte»

Zu den bedeutendsten Errungenschaften der Philosophie gehört das Wegräumen geläufiger Irrtümer. Wenn ein Francis Fukuyama 1992 ohne genügende analytische Voraussetzungen von einem «Ende der Geschichte» faselte, hatte er die Grundlagenarbeit Lübbes offensichtlich übersehen. Es bedeutete mithin Verrat am wissenschaftlichen Denken zugunsten von raunendem Geschwätz. Kaum ein Denker unserer Zeit steht dem so entgegen wie der in logischer Analytik beispielhaft geschulte Hermann Lübbe. Die angebliche Gesetzmässigkeit der Geschichte erwies sich als Ersatzreligion, als eine Art neuer, vergleichsweise noch absurderer Gottesbeweis. In diesem Sinn gehört Lübbe, als einer der grossen Kritiker des geistigen Betruges, nicht



Praktische Vernunft: Professor Lübbe.

zuletzt in seiner durchdringendem messerscharfen Sprachgewalt, zu den Philosophen in der Tradition Kants. Dass der Ostfrieze noch stärker auf die praktische Vernunft setzt, ist der Orientierung in einem durch rasende

Geschwindigkeit gekennzeichneten Kulturwandel geschuldet.

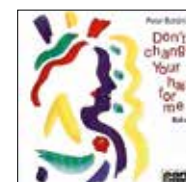
Hermann Lübbe: Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse – Analytik und Pragmatik der Historie. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Schwabe. 400 S., Fr. 81.–

Jazz

The warm sound

Von Peter Rüedi

Eine Gruppe nach der Zeile eines Songs zu benennen, ist ein ziemlich skurriler Einfall. Er passt allerdings perfekt zum Schweizer Trompeter Peter Schärli, diesem eigenwilligen Innerschweizer Jazzpoeten, der sein intimstes Quartett mit der Sängerin Sandy Patton, der Gitarristin (und Vokalistin) Antonia Giordano und dem Bassisten Thomas Dürst bei der Gründung 1991 «Don't Change Your Hair for Me» nannte. Das ist ein Zitat aus den Lyrics, die Lorenz Hart für einen der berühmtesten Standards von Richard Rodgers geschrieben hatte, «My Funny Valentine». Wie «Where or When», «I Wish I Were in Love Again» und «The Lady Is a Tramp» entstand er 1937 für das Musical «Babes in Arms». Der Mittelteil des Songs geht so: «Is your figure less than Greek? / Is your mouth a little weak? / When you open it to speak / Are you smart? / But don't change your hair for me / Not if you care for me / Stay little Valentine stay [...]» Das ist gewiss keine Lyrik, die eine Chance auf den Literaturnobelpreis 1938 gehabt hätte, aber ebenso sicher ein grosser Songtext des tragisch-genialen Autors, der 1943, keine fünfzig Jahre alt, einer Lungenentzündung, aber eigentlich seinen Trinkgewohnheiten erlag. Und es ist eine grossartige Formel für die Musik, die Schärli, Patton, Giordano und Dürst seit nunmehr einem Vierteljahrhundert machen. Nicht pausenlos, versteht sich, aber immer wieder: «Red Top» ist, wenn ich das richtig sehe, nach dem Erstling und nach «Ballads and Brazil» die dritte Produktion der feinen, herzerwärmenden «Kammerformation». Die knistert vor subtiler Erotik, überschlägt sich in zahlreichen Scat-Passagen (oft unisono oder parallel geschichtet arrangiert), lässt gelassen viel Raum für nie hektische solistische Entfaltung. Die Titel sind Standards: ein magistrales «Star Dust», Klassiker des Modern Jazz, Oscar Pettifords «Tricotism», Dave Brubecks «In Your Own Sweet Way», Lionel Hamptons «Red Top», Nina Simones «Four Women» und zwei Beispiele für Schärli's Liebe zu Brasilien, Jobims «Dreamer» und die Eigenkomposition «Obrigado Meu Amor». Musik, um alle Arten von Winter zu überstehen.



Peter Schärli: Don't Change Your Hair for Me – Red Top. TCB 35302



«Haben alle Nastüechli dabei?» «Happy Day»-Studio.

Fernsehen

Protokoll der Rührung

Die Herzenswunscherfüllungs-Show «Happy Day» ist die beliebteste Sendung im Schweizer Fernsehen. Warum? Besuch im Studio.

Von Gion Mathias Cavelti

Samstag, 10. Dezember, 18.30 Uhr, Fernsehstudio Leutschenbach, Publikums-Empfangsraum. Wer es hierhin geschafft hat, ist von Fortuna schon über die Massen verwöhnt worden. Die 250 Tickets für eine Aufzeichnung von «Happy Day» sind heissbegehrt und nur auf dem Verlosungsweg zu ergattern.

Ich habe das Fernsehgeschäft mit den ganz grossen Emotionen immer für blanken Zynismus und perfiden Voyeurismus gehalten. Werde ich heute eines Besseren belehrt?

Selfies vor einer «Happy Day»-Leuchtreklame werden gemacht. «Im «Benissimo» bini 2007 gsi und hans Billett no», sagt eine Frau zu ihrer Freundin. Eine andere Frau zeigt zwei Begleiterinnen Fotos auf ihrem Handy, «zwei Chatze, beidi sind blind».

19.20 Uhr — Die Zuschauer werden ins Studio geführt. Ich sitze auf Platz 21, Tribüne B. Links von mir haben drei Kolleginnen im Alter von etwa zwanzig Jahren Platz genommen, rechts sitzt ein wortkarges älteres Ehepaar, schräg hinter mir ein Scherzkeks, der alles kommentiert. Sollte in den nächsten Stunden besinnliche Stimmung aufkommen, wird ihr der Typ zuverlässig den Todesstoss versetzen. Die Aufnahmeleiterin instruiert uns: «Wenn ich so mache, dann müsst ihr wahnsinnige Appläuse machen. Haben alle *Nastüechli* dabei?»

19.40 Uhr — Showmaster Röbi Koller tritt vors Publikum, ein Trailer wird aufgenommen. Der Schlüssel zum Erfolg von «Happy Day», hat Koller jüngst in einem Interview gesagt, liege im Belohnen von Menschen, die viel ertragen müssten im Leben und die Dinge trotzdem positiv sähen. Welche Zuschauer im Raum haben



Wahnsinnige Appläuse: Schneuwly, Koller.

wohl genug gelitten, um heute belohnt zu werden? Auf einer Skala von 1 bis 10? Hat jemand gar eine 11 erreicht? Man darf gespannt sein.

20.10 Uhr — Die Show geht los. Als Erstes kriegt ein Zuschauer namens Hansjörg den riesigen Christbaum aus dem Studio geschenkt. Dann schlägt die Stunde von Tierpflegerin Susi Schneuwly, 50. Ihr «allergrösster Traum» ist es, auf dem Flughafen Zürich ein grosses Passagierflugzeug einzuwinken. Ich frage mich: Kann das tatsächlich möglich sein? Also, dass das der allergrösste Traum von jemandem ist? Und dass jemand Susi Schneuwly heisst? Das hat doch ein eiskalter Menschenverächter erfunden! (Jedenfalls winkt Susi in einem Einspieler dann einen Airbus A380 von 500 Tonnen Gewicht ein. In meiner Sitzreihe lassen sich bereits ein paar vor Rührung gerötete Äuglein ausmachen.)

20.30 Uhr — Es ist Zeit für das «Starduet»: Romina Michel, 18, Schreinerlehrtöchter aus Grindelwald, darf mit dem von ihr angehimmelten Volksrocker Andreas Gabalier auf der Bühne live ein Lied singen, dazu trägt sie passenderweise ein Dirndl («ohne Inhalt», wie der Sprücheklopfer hinter mir anmerkt). Strahlen in den Augen der Mädchen neben mir, Totalidentifikation mit Romina, ein Märchen wurde soeben wahr. Spontanes kollektives Mitklatschen im Studio bei der Textzeile «I hob mi vaknoid in di».

20.50 Uhr — Eine «schlimme Erbkrankheit» steht auf dem Programm. Die Familie Heinimann aus Bennwil hat vor acht Jahren ihren Sohn Robin deswegen verloren. Der 14-jährige Justin leidet ebenfalls daran. Der Vater geht jeden Abend vor dem Schlafengehen ins Kinderzimmer, wo immer noch das Bett des toten Söhnchens steht, und sagt ihm «Tschüss». Ein junger Mann in der Reihe vor mir weint. Seine Begleiterin ebenfalls. Lautes Schnäuzen aus verschiedenen Richtungen. Sogar für den Spassvogel ist das Ganze zu viel, er schaut ganz betroffen drein. Beklommenheit totalis. Der grösste Wunsch der Heinimanns: eine neue Küche. Die kriegen sie. Wie sie aussieht, soll am Ende der Show enthüllt werden. Ich bemerke, dass die ältere Dame direkt vor mir zwei künstliche Ohrmuscheln hat, aus einer grünlichen Substanz.

21.10 Uhr — Ich habe mich getäuscht: Die Ohrmuscheln sind gar nicht künstlich, das Licht war einfach ungünstig. Eine Zuschauerin, die morgen achtzig wird, wird von Röbi Koller

Jetzt hat es auch mich erwischt, ich finde das irrsinnig rührend. Komisch.

totalüberrascht, die ganze Verwandtschaft (19 Personen) ist aus allen möglichen Ecken der Welt eingeflogen worden und paradiert nacheinander auf. Jetzt hat es auch mich erwischt,



Du wirst meiner Liebe nicht entgehen

Ein Stück Weltliteratur: die frühe psychologische Erzählung «Adolphe» des Schweizer Benjamin Constant, die vor 200 Jahren erstmals erschienen war. *Von Oliver vom Hove*

Der Polin Reiz ist unerreich, kündigt die Operettenweisheit. Schon mancher Liebhaber, nicht nur in Musik und Literatur, konnte sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Eine solche Polin scheint auch Ellénore zu sein, die Hauptgestalt in Benjamin Constants Erzählung «Adolphe»: anmutig, bestrickend, selbstbewusst.

Der junge Fant Adolphe verschaut sich tief in die zehn Jahre ältere Gefährtin des Grafen von P. Doch die Schöne erwidert seine Avancen vorerst kaum. Als Mätresse ihres emigrierten älteren Landsmanns, dem sie zwei Kinder geboren hat, hütet sie ein Geheimnis, das mit ihrer noblen Vergangenheit zu tun hat. In der französischen Gesellschaft, in der sie nun lebt, ist die unverheiratete Ausländerin eine Geächtete.

Adolphe, der eben seine Studien beendet hat, sucht unbedingte Anerkennung. Die verwechselt er mit Liebe. In der so unnahbar scheinenden Begleiterin des polnischen Grafen meint er das willkommene Objekt seiner entzündlichen Gefühle erkannt zu haben. Da Ellénore seine Gesellschaft als willkommene Abwechslung zu geniessen beginnt, weicht er nicht mehr von ihrer Seite: «Wir lasen zusammen englische Dichter, wir gingen miteinander spazieren; ich ging sie oft des Morgens besuchen, ich kehrte abends zu ihr zurück; ich unterhielt mich mit ihr über tausend Gegenstände.»

Züge von Panik

In seinem Drang nach siegreicher Eroberung geht Adolphe aufs Ganze: Er bestürmt Ellénore mit seinen Liebesbeteuerungen – und er siegt. «Ich war durch ihre Gegenwart beflügelt; ich erreichte, dass sie mir zuhörte, und sah sie bald lächeln.» Der nach Liebe und Freiheit Strebende hat selber Feuer gefangen: «Es war nun in mir keine Rede mehr von berechnenden Absichten und Plänen; ich fühlte aufrichtig und wahrhaftig Liebe.»

Doch Ellénore beginnt ihn mit ihrem Liebesanspruch schier zu erdrücken. Die hohe Dynamik ihrer Gefühle zeigt Züge von Panik und Verlustangst. Es beginnt eine Zeit der Entfremdung und inneren Abkehr bei Adolphe. Ellénores Anhänglichkeit enthüllt einen obsessiven Charakter. Sie verfolgt den Geliebten, macht ihm heftige Vorwürfe, weiss ihn mit dem Verzicht auf das grosse Vermögen, das ihr durch

den Tod des Vaters zugefallen ist, zu erpressen. Adolphe sucht sich vergeblich aus diesem Martyrium der Lustlosigkeit zu befreien. Zugleich macht er sich Vorwürfe, durch Eigenliebe einen unhaltbaren Zustand herbeigeführt zu haben.

Constant schreibt Sätze, geschmeidig wie Velour-Samt. Zugleich vermag er seiner Analyse einer Liebesentfremdung eine geradezu vivisektorische Aufrichtigkeit und Genauigkeit abzugewinnen, die sein literarisches Hauptwerk auch 200 Jahre nach seinem Erscheinen (1816) mitreissend gegenwärtig erscheinen lässt.



Ellénores Anhänglichkeit enthüllt einen obsessiven Charakter.

Zu Recht wurde «Adolphe» denn auch ein «überraschend früher Vorläufer des modernen selbst-analysierenden Seelenromans» genannt. So offenherzig, so jugendlich frisch ist vorher, zumal in der französischen Literatur, nicht über die Wonnen, vor allem aber nicht über die Qualen der Liebe erzählt worden. Constant macht seine eigenen männlichen Erfahrungen unmittelbar und ohne die Trennwand eines moralischen Vorbehalts öffentlich. Er setzt damit die Innensicht eines an sich und

seiner Liebe Zweifelnden frei, lässt ihn gleichsam vor seinem Gewissen Zwiesprache mit sich selbst halten.

Eine schillernde Figur war der 1767 in Lausanne als Abkomme einer alteingesessenen Hugenottenfamilie geborene Schweizer Benjamin Constant zeitlebens. Mit nervenaufreibenden Beziehungen kannte er sich aus: Neben seinen zwei Ehen unterhielt er unter anderem Liebesverhältnisse mit Madame de Staël, mit der er auch eine Tochter hatte, sowie mit Juliette Récamier, die ihrerseits Canovas Geliebte ebenso war wie später Chateaubriands.

1795 hatte Constant in Paris im Gefolge der Revolution eine vielbeachtete publizistische Karriere begonnen. Nach dem Staatsstreich Napoleons wurde er kurzzeitig sogar Mitglied des Tribunals, ehe er 1802 kaltgestellt wurde. Nach Napoleons Rückkehr an die Macht wurde er 1815 wieder mit wesentlichen verfassungsrechtlichen Aufgaben betraut. Nach Napoleons Niederlage floh er nach Grossbritannien, wo 1816 sein «Adolphe» erstmals erschien. Dieses Erzählwerk hat seinen Autor letztlich berühmter gemacht als alle seine Massstäbe setzenden staatstheoretischen Schriften, in denen er einem gemässigten Liberalismus zum Durchbruch verhalf. ○

ich finde das irrsinnig rührend. Komisch. Warum gerade das? Ist die Studioluft schuld? Bin ich dehydriert?

21.25 Uhr — Astrid hat ihrem Mann Andi nach einem Herzinfarkt das Leben gerettet, dafür will ihr Andi danke sagen: «Wänn's Ängel git, dänn han ich eine ghürate!» Ich merke, wie ich langsam müde werde. Meiner Umgebung scheint es ähnlich zu gehen. Der ältere Herr zu meiner Rechten gähnt stossweise.

21.50 Uhr — Ja, die Luft ist raus. Fliessbandartig werden menschliche Schicksale abgefertigt: Rosmarie hat ihrem Walter auf der Intensivstation die Füsse massiert, ein Männerchor singt zum Dank «Rosmarie, danke dir!», herzhaftes Gähnen rechts, Gähnen links, nervöses Wippen mit den Füssen, ausgiebiges Fingerkneten, vier Hirnschläge hintereinander, dann noch notfallmässige Entfernung der Schädeldecke, in einem Einspieler feuern Schützenkollegen Salutschüsse ab, um 22.20 Uhr ist die Küche der Heinimanns endlich umgebaut, dazu gibt's Hollywood-Blockbuster-Musik mit Waldhörnern volle Pulle, irgendjemand kriegt noch einen Flug spendiert, dann wird noch eine Million Franken rausgehauen, noch irgendjemand ist von noch irgendwoher eingeflogen worden, alle wollen heim. Ein dramatischer Vorfall ereignet sich noch: Eine Dame in der hintersten Reihe sackt zusammen und muss vom Rettungsschutz rausgetragen werden.

22.50 Uhr — The End. Fazit: Selbst das kälteste menschliche Herz müsste nach 160 Minuten «Happy Day» kapitulieren, den Schwanz einziehen, die weisse Flagge schwenken. Aus Gründen des völligen Overkills. Übrigens: Im Fall der Dame, die ohnmächtig wurde, hat Röbi Koller direkt nach dem Abspann ein Happy End zu vermelden: Sie ist bei Bewusstsein. Ich selbst bin das höchstens noch zu einem Viertel.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich Schwamendingen.

Top 10

Knorr's Liste

1	Hell or High Water	★★★★★
	Regie: David Mackenzie	
2	Arrival	★★★★☆
	Regie: Denis Villeneuve	
3	I, Daniel Blake	★★★★☆
	Regie: Ken Loach	
4	Sing	★★★★☆
	Regie: Garth Jennings	
5	Sully	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
6	Florence Foster Jenkins	★★★★☆
	Regie: Stephen Frears	
7	Doctor Strange	★★★★☆
	Regie: Scott Derrickson	
8	Safari	★★★☆☆
	Regie: Ulrich Seidl	
9	Deepwater Horizon	★★★☆☆
	Regie: Peter Berg	
10	Fantastic Beasts and ...	★★★☆☆
	Regie: David Yates	

Kinozuschauer

1 (-)	Sing	22 655
	Regie: Garth Jennings	
2 (1)	Fantastic Beasts and ... (3-D)	14 854
	Regie: David Yates	
3 (-)	Office Christmas Party	13 681
	Regie: Josh Gordon, Will Speck	
4 (2)	Sully	11 778
	Regie: Stephen Frears	
5 (-)	Arrival	9 989
	Regie: Denis Villeneuve	
6 (3)	Florence Foster Jenkins	6 940
	Regie: Clint Eastwood	
7 (4)	Willkommen bei den Hartmanns	5 075
	Regie: Simon Verhoeven	
8 (5)	Pettersen und Findus 2	4 302
	Regie: Ali Samadi Ahadi	
9 (-)	I, Daniel Blake	4 280
	Regie: Ken Loach	
10 (6)	Jack Reacher: Never Go Back	2 947
	Regie: Edward Zwick	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Star Trek Beyond (Rainbow)
2 (1)	Pets (Universal)
3 (-)	Legend of Tarzan (Warner)
4 (2)	Game of Thrones – Staffel 6 (Warner)
5 (4)	Ein ganzes halbes Jahr (Warner)
6 (3)	Independence Day: Wiederkehr (Fox)
7 (-)	BFG – Sophie und der Riese (Rainbow)
8 (5)	Ice Age 5 – Kollision voraus! (Fox)
9 (8)	Harry Potter 1–7 (Warner)
10 (6)	Central Intelligence (Universal)

Quelle: Media Control



Immer auf dem Teppich: «Welcome to Norway».

Kino

Herbergsvater und Goldesel

Flüchtlings-Komödien sind im Kommen. Nach «Willkommen bei den Hartmanns» ein ehrlicher Spass aus dem hohen Norden: «Welcome to Norway». Von Wolfram Knorr

Primus ist ein unermüdlicher Geschäftshuber, den die entlegenste, frostigste Nordregion Norwegens, in der er mit Frau und halbwüchsiger Tochter lebt, nicht in Resignation verfallen lässt. Mit der Idee einer Schneemobil-Safari ist er zwar kläglich gescheitert, unter Hinterlassung eines halbfertigen kleinen Hotels – aber schon hat er einen neuen Einfall: mit Flüchtlingen Geld machen. Der norwegische Staat zahlt für jeden, den er unterbringen kann, eine Art «Kopfgeld». Primus hat sein brachliegendes Hotel und bekommt 49 Flüchtlinge aus verschiedenen Ländern und mit unterschiedlicher Religionszugehörigkeit. Doch leider läuft's nicht so ideal, wie sich Primus das vorgestellt hat. Keiner spricht Englisch, Norwegisch schon gar nicht, und ein Sunnit teilt mit einem Schiiten das Zimmer nicht. Primus gibt trotzdem den gewieften Herbergsvater – mit Hilfe eines Flüchtlings.

«Welcome to Norway» heisst die sehr aktuelle Komödie von Rune Denstad Langlo, der mit Dok-Filmen und spröden Tragikomödien («Nord») bekannt wurde. Was diese so ehrlich macht, ist zum einen die Balance zwischen Realismus und Überspitzung, die nie klamaukig wird, zum anderen der gelassene, von keiner falschen Gesinnung verstellte Blick auf die Flüchtlinge. Primus begegnet den Fremden nie herablassend, sieht in ihnen halt eine

Goldesel-Herde und übersieht die Unterschiede zwischen Libanesen, Eritreern, Syrern und Afghanen. Die Flüchtlinge wiederum sind auch nicht bloss edel und bescheiden, sondern stellen Ansprüche, maulen schon mal kräftig und nörgeln über zahlreiche Mängel; und die Behörden-Vertreter, zu guter Letzt, mimen die staatstragenden Bedenkensträger und verweigern Primus das Geld, solange dieser seinen Laden nicht auf Vordermann bringt. Aus diesen sich ständig widersprechenden und sich verknötenden Querelen entfaltet sich die Komik. Und bleibt immer auf dem Teppich, selbst dann noch, wenn Primus' Tochter eine Libanesin gegen den Protest ihrer Eltern in ihrem Zimmer unterbringt und eine attraktive Sozialarbeiterin, die mit den Flüchtlingen Sprachen büffelt, in Wahrheit nur scharf auf Primus ist. Der Spass bleibt realitätsnah.

Wie es der Zufall will, läuft, sehr erfolgreich, auch eine deutsche Komödie zu genau dem gleichen Thema in den Kinos: «Willkommen bei den Hartmanns». Es ist durchaus lohnend, die beiden Filme miteinander zu vergleichen. Während Rune Denstad Langlo sich ohne geringste Voreingenommenheit mit den Flüchtlingen auseinandersetzt, sucht Simon Verhoevens Familienkomödie bei allen provokant ausgetragenen Konflikten die «Abfederung» im betuchten Milieu. Eine Ex-Schuldi-

rektorin nimmt gegen den Widerstand ihres Gatten und der Familie einen Flüchtling auf. Da gibt's zum Teil prima Dialoge und böse Sottisen, doch sie wirken nicht immer glaubwürdig in ihrer bestens situierten Einbettung. Natürlich geht's nicht um einen Gerhart-Hauptmann-Realismus, aber die ständige Flucht des deutschen Films ins begüterte Milieu ist auch nicht das Wahre. Die Normalität in «Welcome to Norway» ist wahrhaftiger. Dafür allerdings wird der kommerzielle Erfolg geringer sein. ★★★★★

Weitere Premieren



Beeindruckende Effekte: «Das kalte Herz».

Das kalte Herz — Wilhelm Hauffs legendäres Märchen wurde 1950 verfilmt und gilt als Klassiker. Die Neuverfilmung von Johannes Naber («Der Albaner») ist geprägt von der Fantasy-Welle und auch von Hauff, bei dem das Übernatürliche eine wesentliche Rolle spielt. Die Effekte sind beeindruckend, die Kritiken waren es auch, der Erfolg an der Kasse jedoch nicht. Verdient hat der Film das nicht. ★★★★★

Quand on a 17 ans — Damien (Kacey Mottet Klein), Filius einer Landärztin (Sandrine Kiberlain), gehört zum gehobenen Mittelstand. Sein Mitschüler Thomas (Corentin Fila) ist das Adoptivkind einer Bauernfamilie. Die Halbwüchsigen sind in derselben Gymnasialklasse und

aufeinander fixiert. Erst schlagen sie sich, dann küssen sie sich. Die Coming-of-Age-Story von André Téchiné («Barocco») beginnt, wie so häufig bei Téchiné, mit einer Distanz zu den Figuren, die für reizvolle Neugierde und Spannung sorgt. Doch je mehr er sich den Figuren nähert, desto platter erscheint die dramatische Konstellation: die Landärztin, die den schönen Thomas in ihr Haus holt, damit er besser lernt; die Mutter von Thomas, die schwanger ist; die Jungens, die schliesslich zu ihrer Homosexualität stehen – alles wird zunehmend überraschungsarm. ★★★★★

★★★★★

Shut In — Eine Kinderpsychologin (Naomi Watts) lebt völlig zurückgezogen mit ihrem behinderten Sohn (Charlie Heaton) in einer von Wäldern umgebenen Villa und hat dort ihre Praxis. Schon diese Ausgangslage ist Schwachsinn, aber es kommt noch schlimmer, weil es ja ein Psycho-Thriller ist und nun draussen der Wind heult und im Haus die Dielen knarzen. ★☆☆☆☆

Rogue One: A Star Wars Story — Das ist keine Fortsetzung des Klassikers, sondern irgendwie ein Ableger, und weil ein Haufen Ableger kommen, wird's allmählich schwierig für die Fans. Im Mittelpunkt steht hier Felicity Jones als Rebellin, die halt auch gegen das Imperium kämpft. ★★★★★



Gegen das Imperium: «Rogue One».

Fragen Sie Knorr

Auch dieses Jahr werden im Fernsehen wieder die beliebtesten Weihnachtsfilme zu sehen sein. Sind darunter auch Lieblingsfilme von Ihnen? H. G., per E-Mail



Zu den charmantesten Vertretern dieser Gattung gehört für mich der Klassiker «It's a Wonderful Life» (1946) von Frank Capra. Aber der kurioseste ist nach wie vor «Santa Claus» aus dem Jahr 1898. Er dauert etwa zwei Minuten, enthält aber schon alles, was seine Nachfolger nur noch auswalzen. Und das geht so: Zwei Kinder werden zu Bett geschickt. Wäh-

rend sie schlafen wird die zweite Handlung mit dem Nikolaus, der durch den Kamin ins Zimmer rutscht, ins Bild montiert. Dann verteilt er die Geschenke und verschwindet. Die Kinder wachen auf und machen den frechen Eindruck, als hätten sie alles gesehen. Diesen Jux sollte man, ähnlich wie «Dinner für One» zu Silvester, regelmässig am 24. Dezember ausstrahlen anstelle des üblich sentimentalen Krams.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Ein Monument

Von René Zeller



Grosse filmische Leistung: «Gotthard».

Wir Schweizer wissen, wie man Tunnels bohrt. So freuen wir uns, dass jetzt die weltweit längste Eisenbahnröhre durch den Gotthard führt. Aber die weltmeisterliche Ingenieurskunst feiern wir mit helvetischem Understatement.

Der Film «Gotthard», den das Schweizer Fernsehen zur Einweihung des regulären Bahnbetriebs ausgestrahlt hat, gibt Gegensteuer. In einer fiktionalen Geschichte wird die knochenharte Leistung jener Menschen gewürdigt, die im 19. Jahrhundert das mythische Alpenmassiv erstmals bezwangen. Entstanden ist die aufwendigste und teuerste internationale Co-Produktion, die unter SRF-Regie jemals realisiert wurde. Zu den Gesamtkosten von elf Millionen Franken haben die Unternehmenseinheiten der SRG mehr als die Hälfte beigesteuert.

Ist solcher Gigantismus angemessen? Ja, denn die 1882 eröffnete erste Gotthardröhre ist ebenso ein Monument wie die jetzt in Betrieb genommene Nord-Süd-Basislinie. Die Leistungen, welche die Beteiligten im 19. Jahrhundert mit archaisch anmutenden Mitteln erbrachten, werden mit der monumentalen Laudatio adäquat gewürdigt.

Die menschlichen Abgründe, die sich vor dem Tunnelportal und im Stollen auftun, sind vom Team um Regisseur Urs Egger eindringlich inszeniert worden: Sorgsam auf 1880 getrimmte Schauplätze, Requisiten, Kostüme, spektakuläre Effekte bilden den akkuraten Rahmen. Während dreier Stunden bevölkern Statisten ohne Ende die Szenerie, detoniert Dynamit, erschliessen Soldaten streikende Gastarbeiter.

Die Inszenierung des Abenteuers Gotthardbau, das einen hohen Blutzoll forderte und dazu führte, dass die Länder Europas näher zusammenrückten, hat ein bedeutendes Stück Schweizer Geschichte greifbar gemacht. Es wäre kleingeistig, über diese grosse filmische Leistung zu mäkeln.

Ausstrahlung des Zweiteilers im ZDF:
19. und 21. Dezember, 20.15 Uhr

Wieder zu Hause

Vernissagen des Künstlers Luciano Castelli im Zürcher Helmhaus und in der Galerie Plutschow. *Von Hildegard Schwaninger*



Glücklich: Leandro, Alexandra, Luciano, Anjuli Castelli in Zürich.

Es ist eine grandiose «Heimkehr», die dem aus Luzern stammenden Künstler **Luciano Castelli** im Zürcher Helmhaus und in der Galerie Plutschow beschert wird. Zum ersten Mal seit 32 Jahren stellt der 65-Jährige in der Schweiz aus. Zehn Jahre hat er in Berlin gelebt, dann 22 in Paris, wo auch seine beiden Kinder geboren wurden, seit sieben Jahren wohnt die Familie in Zürich Witikon.

Werke von Luciano Castelli sind im Helmhaus in einer Gemeinschaftsausstellung mit chinesischen Künstlern zu sehen, ein glückliches Joint Venture, das auch den Tourismus beflügeln könnte. So wird die Ausstellung, die den Titel «Hinter jedem Berg steht noch ein Berg» trägt, vom Hotel «Baur au Lac» unterstützt, dessen Direktor **Wilhelm Luxem** an der Vernissage, begleitet von einer chinesischen



Grosser Tisch: Barbara und Fabio Luisi.

Dolmetscherin, ganz aufgeregt und hoch erfreut herumkurvte. Zu bewundern waren an die Wände gepinselte Castelli-Schmisse, die der Künstler in drei Tage langer Arbeit (vor allem nachts) auf die weissen Flächen gemalt hat. Nach der Ausstellung, die bis 3. Februar 2017 dauert, werden die «Kunstwerke» einfach übermalt – die weissen Wände in ihren Urzustand zurückverwandelt: Metapher für die Unbeständigkeit der Verhältnisse – und dass man sich an nichts Materielles hängen soll.

Luciano Castelli stand, ziemlich glücklich aussehend, inmitten seiner Pinseleien, seine schöne Frau **Alexandra**, eine Deutsche, die ihn um zwei Köpfe überragt, sowie Tochter **Anjuli** (ein indischer Name) und Sohn **Leandro** standen ihm zur Seite, und er durfte viele Freunde aus alten Zeiten begrüßen: den ebenfalls aus Luzern stammenden Goldschmied **Franz Marfurt** und dessen Frau **Anne** (eine Urenkelin des Einsiedler Mundart- und Heimatdichters **Meinrad Lienert**) mit den schönen Töchtern, den Schlossherrn von Schloss Knonau, **Jörg von Sachsen**, Lindt-&-Sprüngli-Verwaltungsrat **Thomas Rinderknecht** (ohne seine Frau **Andrea**, die an einer Grippe laborierte), Pelzdesigner **André** und **Lisa Bisang** (werden Silvester in Warschau verbringen, Operntickets haben sie bereits), Künstler und Verleger **Patrick Frey** mit **Laurence** (aus der Schokoladen-Dynastie Camille Bloch), die Fotografen **Hans Feurer**

und **Niklaus Stauss** (kennen sich seit fünfzig Jahren, waren zusammen zur Ausbildung an der Kunstgewerbeschule), Handorgelmusiker **Urs Fischer** («Dr Eidgenoss»).

Riesig war auch das Interesse an den chinesischen Künstlern im oberen Stock des Helmhauses. Der bekannteste, **Tan Ping**, Kunstprofessor in China, hat mit Castelli, der sich für diese Ausstellung mehrere Wochen in Peking und Schanghai aufhielt, ein Bild gemalt, das sie dem «Baur au Lac» als Dank für die Gastfreundschaft schenkten. Es hängt im Salon Français, wo nach der Vernissage zum späten Dinner geladen wurde. **Simon Maurer**, Leiter des Helmhaus, führte den Vorsitz. Neben etwa zwei Dutzend Chinesen (Künstlern, Kuratoren, Übersetzern) sah man auch Kunstschaffende vom Koch-Areal, Menschen, die zum ersten Mal in ihrem Leben im «Baur au Lac» waren.

Am nächsten Abend gab es eine Vernissage bei **Roman Plutschow** (Ex-Geschäftsführer von Christie's Deutschland) – eine der schönsten Galerien der Stadt Zürich (die schon als Galerie Jamileh Weber eine der ersten Adressen war). Hier gab es zwar auch ein paar an die Wand geschmissene Pinselstriche, aber sonst hingen Bilder an den Wänden, die man kaufen konnte: neue Bilder, die Castelli «Revolving Paintings» nennt, sowie ein paar Raritäten aus den achtziger Jahren (etwa «Liegender Akt», zirka 60 000 Franken). Mit den bemalten Wänden hofft Castelli, sich für einen Auftrag zu



Erste Adresse: Galeristenpaar Plutschow.

empfehlen: «Ich würde gern mal ein Industriegebäude bemalen.»

In der Plutschow Gallery kreuzte auch Generalmusikdirektor **Fabio Luisi** auf, der Chefdirigent des Zürcher Opernhauses, mit seiner Frau **Barbara Luisi**, die eine bekannte Fotografin ist und eine gute Freundin der Künstler-Ehefrau Alexandra Castelli. Die beiden Frauen – auch Barbara Luisi ist Deutsche – gehen gern zusammen in die Oper. Irgendwann wurde es dann richtig gemütlich an der Vernissage. Ein grosser Tisch wurde mitten in der Galerie aufgestellt, Pasta wurde serviert und Wein getrunken. Und um Mitternacht gab es etwas zu feiern: Roman Plutschow hatte Geburtstag.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein Herz und eine Seele

Die kaufmännische Angestellte Betty Despaigne, 46, und die Geschäftsfrau Eva Maria Wolf, 42, wissen, was schwieriger zu finden ist als die Liebe: die beste Freundin.



Volltreffer: Freundinnen Wolf, Despaigne.

Eva: Nach all den Jahren, in denen ich viel herumgekommen war, fehlte mir eine tiefe Frauenfreundschaft. Diese ist nicht einfach zu finden. Deshalb gründete die Internetplattform www.bestefreundin.ch. Die Vermittlung von Frauenfreundschaften scheint ein echtes Bedürfnis zu sein. Ich selbst fand auf diesem Weg eine supertolle Freundin: Betty. Sogar unsere Söhne verstehen sich bestens. Vieles haben wir seither unternommen, wir haben auch gemeinsame Ferien verbracht. Ein Volltreffer.

Betty: Wir waren uns auf Anhieb sympathisch. Wir sind beide alleinerziehend, und auch sonst beschäftigen uns dieselben Themen. An Eva schätze ich, dass sie begeisterungsfähig ist, unternehmungslustig, ideenreich, ehrlich, natürlich, herzlich, musikalisch, offen, humor- und gefühlsvoll, zudem hat sie einen gesunden Menschenverstand und ist gesellig, kurz: Ich mag einfach ihre Art.

Eva: Auch wenn der Partner noch so verständnisvoll ist: Nur eine Frau kann wissen, wie es sich anfühlt, eine Frau zu sein. Daher findet der Austausch auf einer anderen Ebene statt, im besten Fall tickt man ähnlich, und nichts tut innerhalb einer Freundschaft so gut, wie wenn man sich verstanden weiss. Im besten Falle hat man beides: das tiefe Verständnis

einer Frauenfreundschaft und die spannende Auseinandersetzung mit einem Mann.

Betty: Beste Freundinnen können über Probleme sprechen und theoretisch auch über alle typischen Frauenthemen: Schwangerschaft und Mutterschaft, Kinder und ihre Betreuung, Erziehung, Schule, Sex, Mode, Schönheit und Kosmetik. Frauen fühlen anders als Männer, denken auch anders, darum ist es schön und einzigartig, mit gleich fühlenden und gleichgesinnten Frauen eine Freundschaft zu haben.

Eva: Ich bin extrem froh, eine Freundin wie Betty gefunden zu haben, denn dies ist – wie in der Liebe – keine Selbstverständlichkeit. Ich mag an ihr, dass sie begeisterungsfähig ist, vielseitig interessiert und sehr unternehmungslustig. Ausgehen, tanzen, Berge besteigen, Ski fahren, in der Aare schwimmen, campieren – mit ihr ist alles möglich. Mein Eindruck ist, dass sich zwischen unserer multioptionalen und selbstoptimierten Gesellschaft und dem realen sozialen Leben langsam eine Lücke auftut. Es geht vergessen, dass wahre Freundschaft wachsen muss. Dass man womöglich erst ein paar Krisen gemeinsam durchstehen muss, bevor man jemanden als beste Freundin bezeichnen kann. Auch viele Stunden «Investition» in Form von Zeit, Offenheit und wahrem Interesse für das Gegenüber sind nötig.

Betty: Kommt eine neue Liebe ins Spiel, ist das Hauptproblem sicher, dass der neue Partner Priorität hat und die Freundin nicht mehr so viel Zeit für die beste Freundin. Davon sind wir bisher verschont geblieben. Wichtig ist es, den Kontakt nicht abubrechen, trotzdem Zeit zu finden, um auch ohne Partner etwas mit der Freundin zu unternehmen, aber auch mal mit Partner und Freundin gemeinsam. Man kann öfter telefonieren, anstatt sich zu treffen, und diejenige, die einen Partner hat, sollte der Freundin zeigen, dass sie wichtig bleibt. Denn hat man eine beste Freundin gefunden, sollte man sie nie mehr hergeben, was auch im Leben geschehen mag.

Protokoll: Franziska K. Müller

Willkommenskultur

Von *Andreas Thiel* — Und wieder einmal klingeln die Alarmglocken nicht.

Thiel: Sagen Sie mal, Frau Merkel, was hat es eigentlich genau mit dieser deutschen Willkommenskultur auf sich, die Sie da für ganz Deutschland ausgerufen haben?

Merkel: Die deutsche Willkommenskultur zeigt der ganzen Welt, dass Deutschland den Antisemitismus ein für alle Mal überwunden und abgeschüttelt hat. Die Deutschen heissen nun endgültig alle Menschen willkommen, und zwar unabhängig davon, welcher Religion sie angehören.

Thiel: Leiden die Deutschen denn immer noch unter der antisemitischen Geschichte des Dritten Reichs?

Merkel: Ja, sehr.

Thiel: Und die neue Willkommenskultur soll das ändern?

Merkel: Ja, dank der neuen deutschen Willkommenskultur ist Deutschland endlich wieder ein Land geworden, von welchem ganz viele Menschen träumen: ein Land der Sehnsucht. Alle Menschen können zu uns kommen, und alle werden von uns integriert.

Thiel: Und was sind das für Menschen, die jetzt zu Ihnen kommen und von Ihnen integriert werden?

Merkel: Vorwiegend Muslime.

Thiel: Sie integrieren also auch Antisemiten?

Merkel: Wieso Antisemiten?

Thiel: Der Islam ist per Selbstdefinition ja jüdenfeindlich.

Merkel: Der Islam ist jüdenfeindlich?

Thiel: Ja, die Deutschen heissen mit ihrer Willkommenskultur gerade wieder einmal den Antisemitismus willkommen.

Merkel: Was soll das heissen?

Thiel: Wenn Sie sagen, der Islam gehöre zu Deutschland, dann können Sie geradeso gut sagen, der Antisemitismus gehöre zu Deutschland. Die deutsche Willkommenskultur kommt den Antisemiten wie gerufen.

Merkel: Ach! Und wieso hat mir das keiner vorher gesagt?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Immer ein Bürli

Nach siebzehn Jahren am Herd verabschiedet sich Jacky Donatz aus dem Restaurant «Sonnenberg». Zürich verliert einen der letzten grossen Gastgeber – und erhält ihn schon bald zurück.

Von Thomas Renggli und Hervé Le Cunff (Bilder)

Er ist ein Mann wie ein Berg und ein Fels in der Brandung der Schnelllebigkeit. Wenn der Patron auf dem Sonnenberg seine Gäste empfängt, entstehen Feriengefühle. Vor der Terrasse wachsen die Reben von Winzer Landolt, am Himmel zieht eine Möwe ihre Runden, der See und die Dächer von Zürich bilden den malerischen Hintergrund. Am Horizont glitzert der Prime Tower wie ein Mahnmal der Alltagshektik.

Jacky Donatz ist der Herr in seinem Reich. Seine Mitarbeiter lenkt er mit einer Mischung aus patriarchalischer Strenge und alpinem Charme. «Hopp, hopp, wenn Leipzig so langsam spielen würde, wäre der Klub in der Bundesliga Letzter», ruft er seiner sächsischen Kellnerin zu. Servicefachfrau heisst ihr Beruf heute politisch korrekt, doch Donatz stammt aus einer Zeit, in der man das Essen noch bei Serviertöchtern bestellte und ein saloppes Kompliment nicht gleich als Nötigung verstanden wurde.

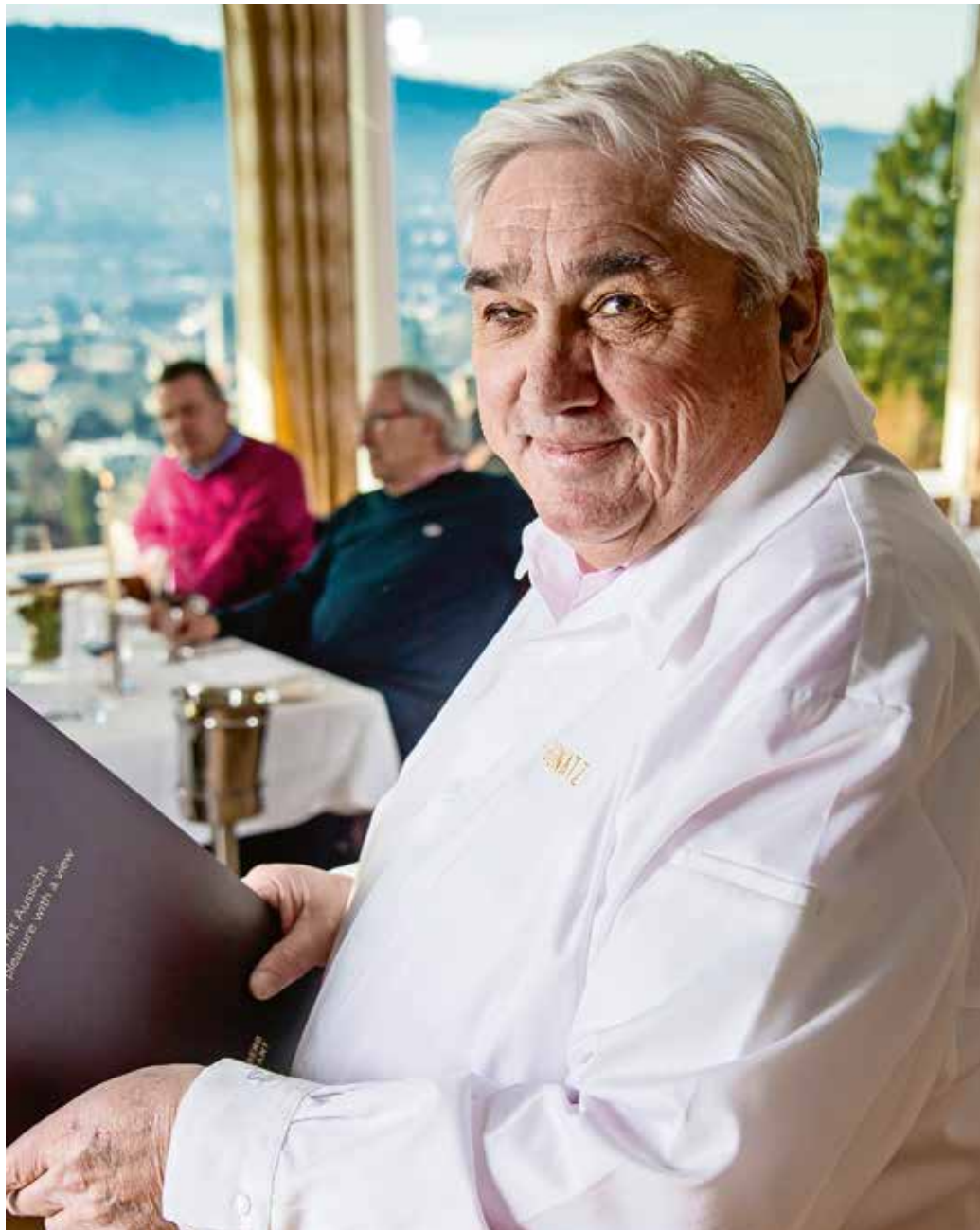
Tête-à-Tête ohne Aussicht

Donatz hat 15 Gault-Millau-Punkte, aber keinen Ruhetag. Er ist ein Vertreter einer aussterbenden Spezies. Nämlich jener der grossen Wirte, die den Besucher hofieren und ihm jeden Wunsch erfüllen, die jovial von Tisch zu Tisch gehen, ein Schwätzchen halten und Empfehlungen abgeben. Aber auch der aufmerksamen und feinfühligem Gastgeber, die auch mal wegschauen, wenn es die Situation erfordert: «Wenn Frau Huber mit Herrn Meier zum Essen kommt, aber Frau Meier davon nichts wissen darf, muss es nicht der Tisch in der Mitte des Restaurants sein», sagt Donatz, «ein gutes Tête-à-Tête braucht keine schöne Aussicht.»

In seinen siebzehn Jahren auf dem Sonnenberg hat er vieles gesehen und erlebt – und vieles sofort wieder vergessen. «Diskretion ist oberstes Gebot. Wenn ich erfahre, dass Interna rausgehen, gibt's dafür die gelbe Karte – und zweimal Gelb heisst Rot.»

Jacky Donatz ist stolzer Bündner. Er kommt aus Samedan, der «Schaltstelle des Kantons», wie er sagt, «auf unserem Flugplatz landet und startet die Welt». Das strahlt weit über die Alpengipfel hinaus: «Wir Bündner haben Zürich geprägt», sagt er, «ohne uns wäre der ZSC kaum acht Mal Schweizer Meister geworden – und ohne uns gäbe es das eine oder andere gute Restaurant weniger.»

Mit 7105 Quadratkilometern ist Graubünden der grösste Schweizer Kanton und bietet



«Hätte Sepp weitergemacht, würde ich noch bleiben»: Stargastronom Donatz.

vieles, was der Restschweiz fehlt: die Quelle des vielbesungenen Rheins, ewigen Schnee auf dem Piz Bernina, dem einzigen Viertausender der Ostalpen, 150 pittoreske Täler mit dem höchstgelegenen Dorf Europas (Juf), den einzigen Olympia-Ort der Schweiz (St. Moritz) und von A wie Arosa bis Z wie Zuoz eine überproportional hohe Dichte an Gourmetrestaurants. In der Bevölkerungsstatistik liegt Graubünden mit 196 000 Bewohnern aber nur an vierzehnter Stelle. Daran ist Zürich nicht unschuldig. In Downtown Switzerland wohnen

mehr Bündner als in Chur; die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten in der Fremde überstrahlten ihren Lokalpatriotismus und das Heimatgefühl.

Das war auch bei Jacky Donatz vor einem halben Jahrhundert so. Der rotbackige Jüngling verliess im Alter von fünfzehn Jahren das Elternhaus, um in den Restaurantbetrieben des Flughafens Kloten seine Kochlehre zu beginnen. Selber in einem Flugzeug gegessen war er zu diesem Zeitpunkt noch nie. Allein der Zuschlag für den Job war ein Erfolg. Für

300 Kandidaten gab es nur eine Lehrstelle: «Mein Vorteil war, dass ich im Bündner Koch Werner Staub einen prominenten Fürsprecher besass.» Vitamin B ist auch in der Küche eine beliebte Zutat.

«Der einzige Fifa-Koch der Welt»

Die Eltern Donatz – der Vater arbeitete als Zugführer bei der Rhätischen Bahn, die Mutter als Hausfrau – waren in Sorge um ihren Jüngsten. Die Verlockungen der grossen Stadt hatten schon manchen vom direkten Weg abgebracht. Sie liessen Jacky nur ziehen, weil auch der ältere Sohn René in Zürich das Kochen lernte. Denkt Donatz heute an seine Anfänge im Unterland zurück, huscht ihm ein verschmitztes Lächeln übers Gesicht: «Alle Küchenmitarbeiter wohnten an der Obstgartenstrasse 38 in Kloten – dort waren auch viele Stewardessen untergebracht.» Zum lokalen Nachtleben bestand quasi ein direkter Zugang aus der Küche: «Die Disco «Blackout» gehörte ebenfalls zum Flughafen. Sie war das erste Lokal weit und breit, das bis vier Uhr morgens geöffnet hatte.» Verlässliche Informanten berichten, Donatz und seine Kollegen hätten das Etablissement oft erst im Morgengrauen verlassen.

Fünfundzwanzig Jahre später ist Jacky Donatz selber das Zentrum des Gesellschaftslebens. Am «Sonnenberg» führt kein Weg vorbei: Staatschefs, Wirtschaftsbosse, Professoren, Showstars, Pfarrer – alle schätzen die Küche mit der besten Aussicht zwischen Wladiwostok und Los Angeles. Und seit die Fifa 1996 das (damals stark renovationsbedürftige Haus) übernommen hat, prangt auf der Kochjacke von Donatz der Schriftzug des Weltfussballverbands: «Ich bin der einzige Fifa-Koch der Welt – und sehr stolz darauf», sagt Donatz, und seine kleinen Augen blinzeln fröhlich. Auch dank der Fifa kamen viele Grosse in sein Lokal: Mandela, Schröder, der Emir von Katar, Putin. Als die Russen im Dezember 2010 den Zuschlag für die WM 2018 erhielten, stieg die Siegesfeier im «Sonnenberg». Der Wodka-Nachschub war trotz des grossen russischen Durstes nie in Gefahr: «Wir pflegen eine formidable Zusammenarbeit mit dem «Dolder Grand» und helfen uns jeweils gegenseitig aus», erklärt Donatz.

Vor dem Restaurant flattert die Fifa-Fahne. Spätestens seit Mai 2015 ist sie von Gewölk und nebulösen Gedanken umweht. Neu ist das allerdings nicht: Schon 2011 sahen linke Politiker aus dem Gemeinderat das Haar in der Suppe. Jacqueline Badran und Balthasar Glättli forderten per Petition die Auflösung des Baurechtsvertrags der Stadt mit der Fifa. Der «Sonnenberg» müsse Angebot und Preispolitik den «Normalbürgern» anpassen. Donatz richtete darauf einen Wurststand ein und verkaufte die Bratwurst für Fr. 6.50. Bündner Bauernschläue.

Geschäftlich ist Jacky Donatz von den Querelen um den Weltverband nicht betroffen –

menschlich dagegen sehr. Sepp Blatter ist nicht nur ein langjähriger Weggefährte und Förderer des Kochs, sondern auch ein enger Freund: «Hätte Sepp weitergemacht, würde ich noch bleiben. Aber so ist jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen, um aufzuhören», sagt Donatz.

Mit der Fifa verbindet er die schönste Zeit seines gesamten Berufslebens – auch weil er immer wieder an Grossveranstaltungen gefordert war. Mit Begeisterung erzählt er von seinem Einsatz für den Ballon d'Or 2013, als die «Sonnenberg»-Equipe im Kongresshaus innerhalb von zwölf Minuten Zürcher Geschnetzeltes mit Rösti für 1200 Personen zu servieren hatte. Zürcher Geschnetzeltes mit Rösti für Fifa-Delegierte aus Afrika, Asien und der Karibik? «Das währschafte Schweizer Essen kam bei allen gut an», sagt Donatz, und der Walliser Wein sei eine Hommage an den alten Fifa-Chef gewesen. Ein anderes Detail schätzt die internationale Kundschaft ebenfalls ganz besonders: «Bei mir kommt stets ein Bürli auf den Tisch.»

Der Engadiner legt Wert auf die Feststellung, dass er noch immer jeden Tag in der Küche stehe und mit seinem legendären silbernen Löffel die Arbeit der Belegschaft genau überwache. Eine One-Man-Show sei nicht mehr möglich. Zu viele Köche verderben den Brei nicht zwangsläufig. Im «Sonnenberg» stehen sechzehn Fachkräfte am Herd: «Eine Küchenmannschaft muss funktionieren wie ein Fussballteam. Jeder hat seine Aufgabe, jeder muss sich dem Kollektiv unterordnen», sagt Donatz. Seine Angestellten wählt er nicht zwingend nach den Kriterien der neuesten Trends aus. Die modernen Köche, die oft aussehen wie Olympiaschwimmer oder Tour-de-France-Teilnehmer, nennt er «Pinzetten-Köche», die kaum eine Pfanne heben können. «Jeder fährt Velo und geht *go secklä*», sagt er kopfschüttelnd.

Von diesen Nebensächlichkeiten hat sich Donatz nie ablenken lassen. Sport verfolgt er nur aus der Distanz. Durch grosse Ausdauer besticht er im Privaten. Mit seiner Frau Regula ist er seit 39 Jahren glücklich verheiratet; doch oft sei er erst nach Hause gekommen, als sie schon geschlafen habe. Im Restaurant achtet er immer ganz genau darauf, dass keiner seiner Angestellten schläfrig wird und er als Kapitän auf der Kommandobrücke die Kontrolle behält – so dass jeder weiss, wer der Herr im Haus ist. Das macht allein der Blick auf die Speisekarte deutlich. Zu den «Sonnenberg»-Klassikern gehören das Siedfleisch «Jacky» (ab 37 Franken) und das Kalbskotelett «Jacky» (ab 59 Franken). «Die

Neukreationen stammen in der Regel von mir», stellt Donatz klar.

Bevor er im «Sonnenberg» an den Herd trat, war Donatz in der legendären «Jackys Stapferstube» im Kreis 6 tätig. Der Name geht nicht auf ihn, sondern auf Jacky Schläpfer zurück: «Er war so voluminös wie ich», sagt Donatz. Beim anderen Jacky lernte Donatz, was es braucht, um die Kundschaft glücklich zu machen: «Zentral sind hervorragende Zutaten», sagt er. Vielen Wirten täte Nachhilfeunterricht in Produktkunde gut. Ausserdem sollte sich der Gast in einem guten Restaurant wie daheim fühlen. Das sei nur möglich, wenn der Gastgeber einen direkten Bezug zu seinen Gästen habe: «Ein Restaurant ist auch wie ein Theater. Je nachdem, wer mit wem zur Tür reinkommt, verändern sich Dramaturgie und Drehbuch.»

Die momentane Situation verlangt von Donatz und seinem Personal grosses Fingerspitzengefühl. Nicht selten kommt es vor, dass der ehemalige Fifa-Präsident an seinem Stammtisch im Restaurant isst – und sein Nachfolger im «Fifa-Club» im ersten Stock. «Die merken jeweils nichts voneinander», sagt der Chef. Er selber stellt aber ein gewandeltes Konsumverhalten fest. Kürzlich sei bei einem Meeting der Fifa-Direktion im «Sonnenberg» keine einzige Bestellung aufgegeben worden: «Die Getränke brachten sie in PET-Flaschen selber mit», sagt Donatz und schüttelt den Kopf.

«Die momentane Situation verlangt von Donatz und seinem Personal grosses Fingerspitzengefühl. Nicht selten kommt es vor, dass der ehemalige Fifa-Präsident an seinem Stammtisch im Restaurant isst – und sein Nachfolger im «Fifa-Club» im ersten Stock. «Die merken jeweils nichts voneinander», sagt der Chef. Er selber stellt aber ein gewandeltes Konsumverhalten fest. Kürzlich sei bei einem Meeting der Fifa-Direktion im «Sonnenberg» keine einzige Bestellung aufgegeben worden: «Die Getränke brachten sie in PET-Flaschen selber mit», sagt Donatz und schüttelt den Kopf.

Demnächst in einem anderen Theater

Das geschärfte Kostenbewusstsein schlägt dem Wirt auf den Magen: «Früher wurden grosse Verträge unter Geschäftspartnern noch bei einem üppigen Mittagessen besprochen und mit zwei guten Flaschen Wein besiegelt – das kommt heute nicht mehr vor.» Überhaupt nähmen sich die Leute in der heutigen Gesellschaft kaum mehr Zeit für gediegenes Essen: «Lieber stehen sie an einem Imbiss Schlange und verdrücken das Mittagessen aus einer Plastikbox.» Und selbst an einem weissgedeckten Tisch sei nichts mehr wie früher: «Das iPhone am Tisch zerstört die Esskultur.»

Im «Sonnenberg» wird sich Jacky Donatz am 27. Dezember das letzte Mal darüber wundern. Exakt an seinem 65. Geburtstag legt er den silbernen Löffel zur Seite, abgeben will er ihn aber noch lange nicht: «Ich habe genug Kollegen erlebt, die ein halbes Jahr nach ihrer Pensionierung tot waren.» So ist das Ende im «Sonnenberg» für Jacky Donatz auch ein Neuanfang: ein paar Dutzend Höhenmeter weiter unten, an bester Lage im Kreis 1 – mehr will er dazu nicht sagen. Doch seine Stammgäste können aufatmen. Jacky macht weiter: demnächst in einem anderen Theater. ○



Vitamin B ist auch in der Küche eine beliebte Zutat.

Auf der Sonnenseite

Von Peter Ruedi



Der Mensch kommt als Milchtrinker zur Welt. Das heisst: Auch für den Nachwuchs eines Winzers ist Wein trinken keine Selbstverständlichkeit, sondern eine Kulturleistung. Es will gelernt sein, weil es mit Erfahrung und Erinnerung zu tun hat. Duft- und Geschmacks-sensationen sind auf die Assoziationsräume im Kopf des Weintrinkers angewiesen. So gesehen ist die alte Frage, wann die Jugend auf den Weingeschmack kommen soll, nur paradox zu beantworten: wenn sie aufhört, jung zu sein. Auch dann wird sie sich erst mal mit gewissen Weinen schwertun und: mit komplexen, widerständigen Flaschen, die Zeit brauchen, im Keller und in der Dekantierkaraffe. Geduld ist keine juvenile Tugend, wer jung ist, hat's eilig, und so verwundert es wenig, dass Junge, so sie überhaupt an Wein denken, diesen meist zu jung trinken. Nicht nur Weinnovizen, aber diese vor allem. Wer hat noch das Glück, über einen anständigen Weinkeller zu verfügen, der mehr ist als ein Luftschutzraum? Sicher kein junger Mensch, ob er nun in einer WG lebt oder in einer möblierten Bude. Er deckt seinen allfälligen Bedarf von Fall zu Fall beim Grossverteiler, in dessen Billigsortiment, wo trinkfertige, aber in der Regel banale Flaschen, meist aus Übersee oder Europas Süden, genau auf diese Kundschaft warten. Natürlich bietet der Fachhandel Trinkfertiges aus den anspruchsvolleren Regalen an, aber zu Preisen, die nicht nur einen Zwanzigjährigen schrecken (Lagern kostet). Der schluckt zwar auch beim Preis unseres Weins der Woche erst einmal leer, überlegt sich dann aber möglicherweise, wie leicht er beim abendlichen Ausgang 28 Franken für ein paar schale Biere liegenlässt, und gönnt sich für einmal diesen St-Emilion aus dem Traumjahr 2009, ein fabelhafter, zugänglicher, samtig-rotfruchtiger und doch dichter Genuss aus dem Château Soleil des Grafen Stephan von Neipperg. Das Gut liegt in Puisseguin-St-Emilion, einem der vier im Norden gelegenen St-Emilion-Satelliten. Für einen Neuner auf dem Niveau eines exzellenten Bordeaux Cru Bourgeois ein absoluter *best buy*.

Château Soleil St-Emilion AC 2009. 13%.
Riegger, Birrhard. Fr. 28.-. www.riegger.ch

Sehen, riechen, schmecken

Ein Experiment mit ungewissem Ausgang: Champagner, Parfüm und die Küche von Andreas Caminada. Von David Schnapp

Das gutes Essen ein Erlebnis für alle Sinne sein soll, ist keine preisverdächtige Erkenntnis. Ein gutes Gericht kann man sehen, schmecken, riechen und sogar hören, wenn sich knusprige und weiche, knackige oder cremige Elemente im Mund ergänzen. Die Idee aus den Marketingabteilungen des Champagnerpro-

duzenten Moët & Chandon und des Parfümherstellers Dior, die beide zum LVMH-Konzern gehören, war deshalb naheliegend: Man wollte eine Verbindung zwischen Duft, Getränk und Essen herstellen. Entstanden ist ein Experiment mit ungewissem Ausgang, das kürzlich als einmaliger Event auf Andreas Caminadas «Schloss Schauenstein» stattfand.

Viel in der Nase

Der Gast wird zunächst mit den olfaktorischen Reizen eines Parfüms konfrontiert, bekommt dann einen passenden Champagner aus dem Moët-Angebot eingeschenkt und schliesslich ein Gericht aus der «Schauenstein»-Küche serviert. Man riecht blumiges Zitrus von Dior Homme, trinkt den kühlen, frisch-leichten und auf Eis (!) servierten Moët & Chandon Ice Impérial, und dann entfaltet sich das Gericht in seiner ganzen Breite, das wie oft bei Caminada von der Variation weniger, vertrauter Aromen lebt, von der Vielfalt der Texturen und der Präzision im Sinne der Verhältnismässigkeit zwischen verschiedenen Komponenten auf einem Teller: Kaisergranat (kurz gebraten und als Tatar) mit der Säure von Zitrone und Grapefruit und einer kontrastreichen, herben Krustentieressenz.

Das Experiment gelingt unterschiedlich gut. Die Schwierigkeit sind die oft sehr vordergründigen Duftnoten der Parfüms, welche die Nase für einige Momente fast blockieren, so dass die ätherischen Noten der Gerichte überlagert werden, bevor es am Gaumen wieder harmonisiert; zum Beispiel bei der Kombination aus Dior J'adore, Moët & Chandon Grand Vintage 2008 und einem neueren, grossartigen Caminada-Gericht, das auf dem Dreiklang aus geräucherter Lammbauch, Sanddorn und Artischocken aufbaut. Die Kombination hat etwas Sperriges, die herben, würzigen, bitteren und säuerlichen Aromen sind aber dennoch ausbalanciert. Der Wein besteht aus 40 Prozent Chardonnay, 37 Prozent Pinot noir und 23 Prozent Pinot Meunier – eine vitale, vielschichtige Kombination, bei der man den Rotwein, der zu Lamm in der Regel ausgeschenkt wird, nicht vermisst.

Eine Kurzumfrage am Tisch zeigt: Das Experiment polarisiert, die Kombinationen aus Duft, Wein und Essen sind mal hochinteressant, mal überfordern sie schlicht die Sinne. Falls zu Hause noch etwas Parfüm und eine Flasche Moët & Chandon zur Hand sind, lässt sich das gut am eigenen Tisch ausprobieren.

Restaurant Schloss Schauenstein, Schlossegasse 77,
Fürstenu; Telefon 081 632 10 80.
Montags und dienstags geschlossen.



Gesamterlebnis: Küchenchef Caminada.



Auto

Kunst der Einfachheit

Mit dem neuen Ignis führt der japanische Hersteller Suzuki den ultrakompakten Offroader ein. *Von David Schnapp*

Kleine oder kompakte Autos mit Allradantrieb sind – neben Motorrädern, natürlich – das Kerngeschäft der 1908 gegründeten Suzuki Motor Corporation aus Hamamatsu, Japan. In der Schweiz erfreuen sich die in der Regel fröhlich dreinblickenden Suzuki grosser Beliebtheit, 2015 wurden über 8300 Fahrzeuge der Marke neu zugelassen, im laufenden Jahr dürften es wieder etwa so viele sein. Weltweit waren es sogar 2,7 Millionen (2014).

Suzuki Ignis 1.2 Compact Top Hybrid 4x4

Leistung: 90 PS/66 kW, Hubraum: 1242 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 165 km/h

Preis:
Fr. 20 990.–



Bei einem Suzuki wird viel Wert auf praktischen Nutzen gelegt. Im Falle des neuen Ignis beispielsweise, des «ultrakompakten Offroader» – so die offizielle Bezeichnung –, ist das Auto zwar nur 3,7 Meter lang, aber man sitzt in der hinteren Reihe auch im Erwachsenenalter bequem, und bei Bedarf lassen sich die Rücksitze getrennt nach vorne schieben und/oder aufrichten/abklappen, um mehr Platz für Gepäck zu erhalten. Typisch ist auch das unverwüstlich scheinende Interieur, das trotz viel Hartplastik wohnlich wirkt und auf Wunsch mit lackierten Teilen aufgehübscht werden kann. Gleichzeitig sind die zentralen Bedienelemente eigenständig gestaltet, das Unterhaltungs- und Navigationsinstrument ist intuitiv bedienbar.

Auf dem Waldweg

Der Ignis sieht durch seine vorderen Scheinwerfer mit U-förmigen LED-Tagfahrlichtern sympathisch aus, nur die auffällige Dachschräge am Heck polarisiert. Die Suzuki-Desi-

gner nennen das immerhin «ikonisch». Einmalig in der Kategorie der Unter-vier-Meter-Autos: Der Ignis bietet 18 Zentimeter Bodfreiheit. Und, entscheidend aus Schweizer Sicht: Es gibt ihn mit 4x4-Antrieb und elektronischer Differenzialsperre, Geländefahrprogramm und Bergabfahrhilfe. Bei einem Kurzflug über unbefestigte Waldwege und holpriges Gelände zeigt sich dann auch, wozu das gut ist. Das Auto findet auch bei unruhigem Untergrund problemlos seinen Weg. Besitzer von Ferienwohnungen in Berggebieten werden den tadellosen Allradantrieb auf verschneiten Strassen zu schätzen wissen.

Während manche andere Hersteller sich mit «Downsizing» der Zeit anpassen müssen, liegt das bei Suzuki gewissermassen in den Genen. Der Ignis in unserem Test bringt es auf lediglich 960 Kilogramm Leergewicht und wird angetrieben von einem sparsamen Vierzylindermotor, der an ein Mild-Hybrid-System gekoppelt ist. In Verbindung mit der 5-Gang-Handschaltung fährt man zwar bald einmal mit 3000 Umdrehungen pro Minute, am Ende steht aber mit rund 5,5 Litern auf 100 Kilometer ein durchwegs vernünftiger Verbrauchswert auf der Uhr.

Einfachheit ist der Kern jedes Suzuki wie des Micro-SUV Ignis – das macht den besonderen Charme der Autos dieser Marke aus: Man setzt sich rein, fährt los, kommt an und steigt gut gelaunt wieder aus.



«Muss es gesehen haben»: Musiker Baker, 25.

MvH trifft

Bastian Baker

Von Mark van Huissing — Er wurde mit seinem internationalen Pop ein nationaler Star. Was macht er nun?

Auf einer Skala von eins bis zehn, wie war dein Jahr 2016?» – «Ich bin ein positiver Mensch. Drum wär meine erste Antwort: eine Zehn bei zehn möglichen Punkten. Ich hab ganz schöne Dinge erlebt. Aber wenn ich's ein bisschen professioneller anschau, geb ich acht von zehn. Wir haben ein weiteres erfolgreiches Jahr gehabt, in der Schweiz lief's gut – ein geiles Album [«Facing Canyons», sein drittes, erschien im November 2015, Platz 2 der Schweizer Album-Charts], wir haben auf den Hauptbühnen vieler wichtiger Festivals gespielt, Awards bekommen, ich hab's gut mit meiner Familie, mit Kollegen... Aber man darf sich immer noch ein wenig steigern. 2017 möchte ich mich verbessern, was das Ausland angeht.» – «Wie willst du im Ausland erfolgreich werden?» – «Einen super Song zu schreiben, wär der beste Einstieg. Ich bin jetzt am Schreiben, ich hab grad gestern ein neues Lied fertiggemacht [das Gespräch – er hat Schweizer Mundart gelernt – fand vorvergan-

ne Woche statt]. Ich werd' im März nach Amerika reisen, nicht um den Markt zu breaken, das wäre eine utopische Vorstellung, sagt man auf Französisch, aber ich treffe Songschreiber, Produzenten, hole Feedbacks von Leuten. Und um mir mal mehr Zeit zu nehmen, Songs zu schreiben und aufzunehmen. Denn es ging alles so schnell in den vergangenen sechs Jahren.»

Bastien «Bastian Baker» Kaltenbacher, 25, ist ein Schweizer Sänger, Liederschreiber und Gitarrist aus Lausanne. Als er neunzehn war und ohne Gage an einer Musikveranstaltung in Zermatt auftrat, hörte und sah ihn Claude Nobs, der Leiter des Montreux Jazz Festival bis zu seinem Tod im Jahr 2013, und verhalf ihm zu einem Konzert auf einer Gratisbühne am Rand seines Festivals vor mehreren tausend Besuchern. Seither macht Baker hauptberuflich Musik – sein Studium (Geschichte sowie Französisch) an der Universität Lausanne brach er ab, einen Vertrag als Berufseishockeyspieler bei

Lausanne HC nahm er nicht an. Sein erstes Album (von 2011) erreichte in der Schweiz Platinstatus für über 50000 verkaufte Exemplare; sein zweites (2013) belegte Platz eins der Schweizer Album-Charts. Er arbeitet als Werbeträger für verschiedene Unternehmen, etwa Hugo Boss (dieses Treffen fand am Rand einer Veranstaltung der Modemarke, an der er auftrat, statt). Er soll Single sein – er kommentiert sein beziehungsmässig angeblich recht aktives Privatleben nicht – und lebt in Lausanne.

«Du machst internationalen Pop, hast also Konkurrenz aus der ganzen Welt ...» – «Genau, das ist so.» – «Weshalb machst du nicht Musik für die Schweiz plus vielleicht Frankreich und Belgien? Das wär ein grosser Markt, aber mit weniger Konkurrenz.» – «Unsere Zahlen sind schon recht cool: Wir haben in den letzten fünf Jahren mehr als 640 Konzerte gemacht, in 35 Ländern. Aber unser Team hat die Motivation und Ambition, immer weiterzugehen. Es stimmt, in der Schweiz ist's gemütlich, ich könnte leben nur von der Musik, die ich hier mache. Und hätt' mehr Ferien ... Aber Musik ist meine Leidenschaft, nicht mein Beruf. Wir wollen versuchen, unser Ding global zu machen. Nicht weil wir arrogant sind, sondern begeistert.» – «Wie verkaufst du dich im Ausland?» – «Jeder Markt ist anders, aber was oft über uns gesagt wird: Wir sind live sehr gut. Und: «Man muss es gesehen haben.»»

«Du bist Hugo-Boss-Markenbotschafter. Profitierst du von der Zusammenarbeit, abgesehen davon, dass die Firma Kleider zur Verfügung stellt und, nehm' ich an, ein Honorar bezahlt?» – «Ja, es war eine Entdeckung für mich. Ich war vorher mehr der Eishockeyspieler, doch seit wir zusammenarbeiten, bin ich bewusster geworden, was Stil angeht, und habe gelernt, wie wichtig es dem Publikum ist, was ich trage – ich sehe das auf meinem Instagram-Account.» – «Gibt es auch Nachteile, bist du eingeschränkt, weil du immer gut und korrekt gekleidet sein musst?» – «Ich kann immer noch in Jogginghosen frühstücken gehen, es warten nicht überall Paparazzi auf mich ... Aber es gefällt mir, mich so [Kleider von Hugo Boss] anzuziehen, ich seh keine negativen Seiten.» – «Wer sind deine musikalischen Helden?» – «Als ich jünger war, waren das Queen, Freddie Mercury. Jetzt ist es Bruce Springsteen: seine Energie, die drei Stunden langen Shows ... Wir versuchen auch, lange zu spielen, und in der Presse stand [über mich] schon: «der Schweizer Springsteen» – das ist das grösste Kompliment überhaupt. Mein Lieblingskünstler ist Robert Francis, ein Amerikaner, er hatte ein paar Hits vor fünf, sechs Jahren. Er war mein Opening Act auf meiner letzten Schweiz-Tour. Es war ein Traum, dass ich meinen Lieblingskünstler einladen durfte, weil er nicht so bekannt ist.»

Sein liebstes Restaurant: Croix d'Ouchy, Avenue d'Ouchy 43, Lausanne, Tel. 021 616 22 33

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27					28			
	29			30			31			32			
33				34	35					36		37	38
39							40						
				41								42	
43									44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Ein zahlenmässig Begabter

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Die Talsperre hat in Zürich dieses mal einen Grund. 7 Eine wahrlich vorbildhafte Norm. 10 Sorgt ganz schön für elektrisierende Spannung. 13 Ob StarWars oder Indiana-Jones – ohne ihn undenkbar. 14 Erster Satz eines logischen Schlusses – da reicht ein Wort. 17 Werkstoff Gottes. 18 Sie ist wegweisend und oft gar ein Durchbruch. 19 Vom I. bis zum V., Vornamen jener Sultane des osmanischen Reichs. 20 Gilt ohne Erfolg schlicht als Niete. 21 Felix, jener Bürgermeister aus Dijon und sein berühmtes Getränk. 22 Auto mit möglichem Blick himmelwärts. 26 Bei Krebsen: zwischen Ei und Erwachsenenstadium. 27 Heide, passt prima zur Landschaft. 28 Hundert muss man für eine Krone schon hinlegen. 29 Das Naturphänomen ist mit dieser Blende zu sehen. 31 Womit die City in Ilocos Norte (Philippinen) liegt. 33 Anderweitig nicht genannt, trotzdem dann kurz so bekannt. 34 Was die Queen mit ihrer Macht so macht, erhehend. 36 Entweder ist es die Evangelista, ein Mondkrater oder eine Kartoffelsorte. 39 Keine Halluzination, jener Käfer auf vier Rädern. 40 Im Widerspruch und damit so. 41 Es braucht zwei dafür, sagen Musiker. 42 Bei Amerikanern oft eine Anknüpfung, doch kein Flirt, nur Grammatik. 43 Von solcher Art kann der Film kein Happy End haben. 44 Weltweit bekannte Schönheit.

Senkrecht — 1 Die Stränge enden manchmal im Tang. 2 Im Sport das Wort für die Spitze. 3 Überraschend knapp und somit folgerichtig prägnant. 4 Fliessende Diagonale auf der spanischen Karte. 5 Ein Paar deutet immer auf diese Zahl hin. 6 Schlussverkauf, so denn richtig gesagt. 7 Die Mademoiselle mag es für ein Mal kurz. 8 Schlüpfrige Sache, mit Kosten verbunden. 9 Die Japaner nennen die ehemaligen Kämpfer Bushi. 10 Fachgebiet an der Schnittstelle zwischen Biologie und Medizin. 11 Europa: Binnenmeer, Brackwassermeer. 12 Das Gesicht gehört in Frankreich zu ihm. 15 Allgemein geschätzt, das steht fest und ist somit unbestritten. 16 Der runden Frucht mit ihrem gelben bis orangen Fleisch fehlt ein Drittel. 18 Der Zustand der Eintracht, die sich Italiener wünschen. 21 Ganz schön durcheinander, diese Kultfigur. 23 Kein Ticket, aber es ist gleich viel wert. 24 Bei ihr geht's kurz gesagt um Menschen- und Arbeitsrechte. 25 Die dreigezackte Waffe, schon Poseidon bekannt. 30 Eine Buchhalterin bestens bekannte Differenz. 32 Dem vom Arzt konstatierten Schmerz geht meist etwas voraus. 33 Gemeinsamkeit eines dt. Physikers und franz. Abtes. 35 Der ... ex machina wird's schon richten. 37 Beissen oder kauen sagen Maori so. 38 Dieser Warhol und seine Factory.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 496

	O	T	H	O		E	B	O	O	K		B	A			
	P	R	I	N	K		A		R	A	R	O	C	K		
	G	E	I	S	T		O	S	T	E	R	E	I	Z		
	E	R	S	T	A		R	R	T		R	O	T	S	E	E
	P	A	T	E	R		I		L	I	S	T		N		
	A			N	I	K	O	T	I	N		E	R	S	T	
	E		M		O	R	N	A	T		U	N	A	U		
	C	H	O	P		I		B	R	I	N		K	I	Z	
	K	A	R	I	B	E		L	O	E	F	F	E	L		
		R	E	P	O	N	S	E		H	E	I	T	E	L	
		R	E	N	E	N	S		T		E	I	G	E	N	S
		M	A	R	S		S	T	E	R	N	E				D

Waagrecht — 1 OTHO (Vierkaiserjahr: 69 n. Chr. im röm. Reich) 5 EBOOK 11 PRUNK 12 BAROCK 14 GEIST 15 OSTEREI 16 ERSTARRT 17 ROTSEE 18 PATER 19 LIST 20 NIKOTIN 23 ERST 27 ORNAT 28 UNAU (auch: Eigentliches Zweifingerfaultier) 29 CHOP (engl. f. oben Genanntes) 32 BRUN 34 KHZ (kurz f. Kilohertz) 35 KARIBE 37 LOEFFEL 39 REPONSE (franz. f. Antwort) 40 BEUTEL (-tiere) 42 RENENS 43 EIGENS 44 MARS 45 STERNE

Senkrecht — 1 OPERA (Mz. von Opus, musik. Werk) 2 TRIST 3 HUSTEN 4 ONTARIO (Provinz, Toronto ist Hauptstadt) 6 BAST 7 OBERIN 8 KAROS 9 BOIS (franz. f. Holz) 10 AKZENT 13 RETTEN 14 GEPAECK 15 ORION 19 LITRO (it. f. Liter) 21 KRIENS 22 TABLETT 24 RALETTE 25 SUHLEN 26 MORENA 28 UNFEIN 30 HAREM 31 PIPER (nigrum: bot. Name f. Pfeffer) 33 UEBER 36 BONNS 38 FUGE 41 LSD

Lösungswort — **BARBARENTUM**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com